



DAS LIED DES  
BLUTES

ANTHONY RYAN

Hobbit   
Presse  
Klett-Cotta



Dies ist eine Leseprobe der Hobbit Presse. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter [www.hobbitpresse.de](http://www.hobbitpresse.de)



ANTHONY RYAN

DAS LIED DES  
BLUTES

RABENSCHATTEN 1

AUS DEM ENGLISCHEN ÜBERSETZT  
VON SARA & HANNES RIFFEL

KLETT-COTTA

Hobbit Presse

[www.hobbitpresse.de](http://www.hobbitpresse.de)

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»Blood Song. A Raven's Shadow Novel« im Verlag ACE Books,

The Penguin Group (USA) Inc., New York 2013

© 2011 by Anthony Ryan

Für die deutsche Ausgabe

© 2014 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Umschlag: © Birgit Gitschier, Augsburg; Illustration © Federico Mussetti

Gesetzt von r&p digitale medien, Echterdingen

Gedruckt und gebunden von Friedrich Pustet KG, Regensburg

ISBN 978-3-608-93925-5

*Für meinen Vater,  
der mich nie hat aufgeben lassen*



# INHALT

Erster Teil

9

Zweiter Teil

195

Dritter Teil

373

Vierter Teil

537

Fünfter Teil

731

Anhang I

Dramatis Personae

769

Anhang II

Die Regeln des Keschet

773

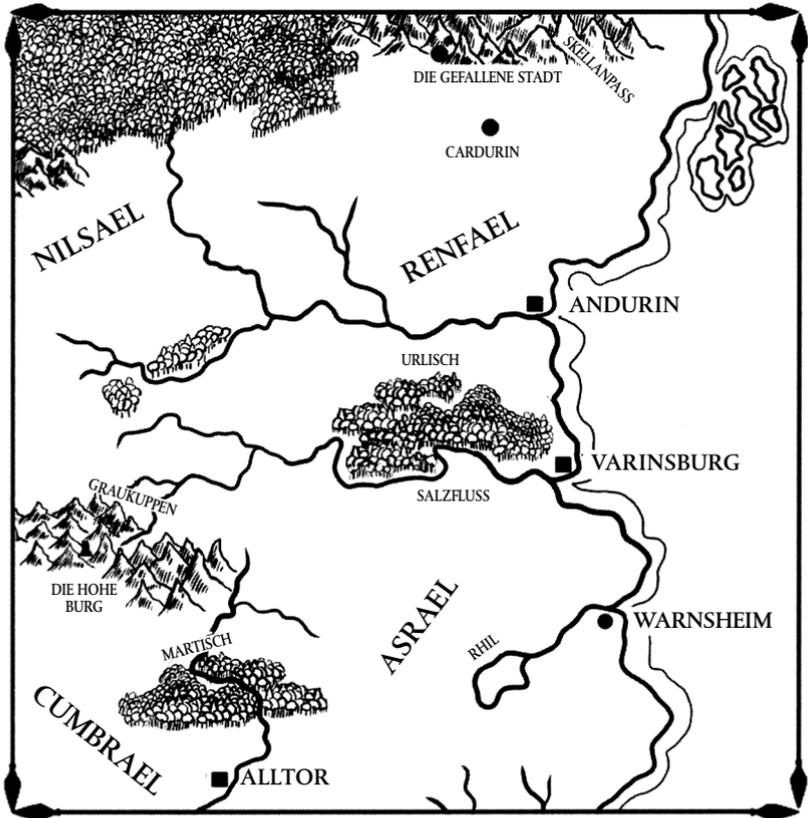


# ERSTER TEIL



*Des Raben Schatten  
streicht über mein Herz hinweg  
und lässt meiner Tränen Strom gefrieren.*

— Seordahnisches Gedicht, anonym —



# VERNIERS' BERICHT

*Er besaß viele Namen. Das dreißigste Lebensjahr hatte er noch nicht erreicht, und doch war er im Lauf der Geschichte mit Titeln bereits reich beschenkt worden: Das Schwert des Königs hieß er für den wahnsinnigen Herrscher, der ihn als Geißel zu uns sandte; der junge Falke für die Männer, die ihm in die Wirrnisse des Krieges folgten; Dunkelklinge für seine cumbraelischen Feinde und, wie ich viel später herausfinden sollte, Beral Shak Ur für die geheimnisvollen Stämme des großen Nordwaldes – der Rabenschatten.*

*Bei meinem Volk war er nur unter einem Namen bekannt, und dieser hallte an jenem Morgen, als man ihn zum Hafen brachte, unablässig in meinem Kopf wider: Hoffnungstöter. Bald wirst du sterben, und ich werde Zeuge sein. Hoffnungstöter.*

*Obwohl er die meisten Männer tatsächlich um einiges überragte, stellte ich zu meiner Überraschung fest, dass er – entgegen den Geschichten, die ich gehört hatte – kein Riese war. Seine Gesichtszüge waren markant, aber als gutaussehend konnte man ihn kaum bezeichnen. Und obwohl er recht kräftig war, wies sein Leib nicht die gewaltigen Muskelberge auf, wie sie von den Geschichtenerzählern so lebhaft beschrieben wurden. Das Einzige, was an seiner Erscheinung den Legenden entsprach, waren seine Augen: kohlrabenschwarz und durchdringend wie die eines Falken. Es hieß, er könne damit in die Seele eines Menschen schauen; kein Geheimnis bleibe seinem Blick verborgen. Ich*

hatte nie daran geglaubt, doch als ich ihn nun sah, begriff ich, warum andere es taten.

Der Gefangene wurde von einer ganzen Kompanie kaiserlicher Gardisten begleitet, die mit erhobenen Speeren dicht neben ihm ritten und die Menge der Schaulustigen im Auge behielten. Die Menge jedoch war still. Die Menschen blieben stehen, um ihn zu betrachten, doch niemand rief Beleidigungen, niemand warf etwas nach ihm. Ich entsann mich, dass die Menschen hier ihn kannten; er hatte kurzzeitig ihre Stadt regiert und in ihren Mauern ein fremdländisches Heer befehligt, und dennoch sah ich keinen Hass in ihren Gesichtern, keine Rachegeleüste. Sie wirkten vor allem neugierig. Weshalb war er hier? Warum war er überhaupt noch am Leben?

Am Kai hielt die Kompanie an, der Gefangene stieg vom Pferd und wurde zu dem wartenden Schiff gebracht. Ich steckte meine Notizen weg, erhob mich von meinem Sitz auf einem Gewürzfass und nickte dem Hauptmann zu. »Meine Hochachtung, Sir.«

Der Hauptmann, ein Veteran der kaiserlichen Garde mit einer blassen Narbe am Kinn und der tiefschwarzen Hautfarbe des südlichen Kaiserreichs, erwiderte das Nicken mit geübter Förmlichkeit. »Lord Verniers.«

»Ich hoffe, Ihr hattet eine gute Reise?«

Der Hauptmann zuckte mit den Achseln. »Ein paar Auseinandersetzungen hier und dort. In Jesseria mussten wir etwas härter durchgreifen, weil die Stadtbewohner den Hoffnungstöter an der Turmspitze ihres Tempels aufknüpfen wollten.«

Dergleichen Ungehorsam ergrimmte mich. Der Erlass des Kaisers war in allen Städten, durch die der Gefangene reisen würde, ausgerufen worden, und sein Inhalt war eindeutig: Dem Hoffnungstöter durfte unterwegs nichts zu stoßen. »Der Kaiser wird davon erfahren«, sagte ich.

»Wie Ihr wünscht, aber es war nur eine Kleinigkeit.« Er machte eine Geste in Richtung des Gefangenen. »Lord Verniers, darf ich vorstellen? Der kaiserliche Gefangene Vaelin Al Sorna.«

Ich nickte dem hochgewachsenen Mann höflich zu, während sein Name in meinem Kopf widerhallte: Hoffnungstöter, Hoffnungstöter ... »Meine Hochachtung, Sir«, presste ich hervor.

Seine schwarzen Augen begegneten einen Moment lang den meinen, durchdringend, forschend. Ich fragte mich, ob die sonderbaren Geschichten über ihn der Wahrheit entsprachen, ob im Blick dieses Wilden tatsächlich

Magie lag. Konnte er wirklich in die Seele eines Menschen schauen? Seit dem Krieg waren zahllose Geschichten über die geheimnisvollen Kräfte des Hoffnungstötters im Umlauf. Er konnte mit Tieren sprechen, verfügte über die Namenlosen und gebot über das Wetter. Seine Klinge war im Blut gefallener Feinde gehärtet worden und würde im Kampf nie zerbrechen. Und am aller schlimmsten: Er und sein Volk waren Anhänger eines Totenkults und führten Zwiesprache mit den Schatten ihrer Vorfahren, um alle möglichen Übel heraufzubeschwören. Auf derlei Torheiten gab ich nicht viel. Wenn die Magie der Nordmänner wirklich so mächtig war, wie kam es dann, dass wir sie so vernichtend geschlagen hatten?

»Euer Lordschaft.« Vaelin Al Sornas Stimme klang rau, und er sprach mit einem starken Akzent. Er hatte sein Alpiranisch im Kerker gelernt, und das jahrelange Übertönen von Waffengeklirr und den Schreien der Gefallenen im Kampf hatte seine Stimmbänder angegriffen. Hundert Schlachten hatte er siegreich geschlagen – eine davon hatte mich meinen engsten Freund und dem Kaiserreich die Zukunft gekostet.

Ich wandte mich an den Hauptmann. »Warum ist er gefesselt? Der Kaiser hat angeordnet, ihn mit Respekt zu behandeln.«

»Dem Volk hat es nicht gefallen, ihn ungefesselt reiten zu sehen«, erklärte der Hauptmann. »Der Gefangene hat deshalb vorgeschlagen, ihm Ketten anzulegen, um Schwierigkeiten zu vermeiden.« Er ging zu Al Sorna und nahm ihm die Fesseln ab. Der große Mann rieb sich mit den narbenübersäten Händen die Handgelenke.

»Lord Al Sorna!« Ein Ruf aus der Menge. Ich drehte mich um und sah einen beleibten Mann in einem weißen Gewand auf uns zueilten, das Gesicht von der ungewohnten Anstrengung schweißüberströmt. »Einen Augenblick, bitte!«

Die Hand des Hauptmanns zuckte zu seinem Säbel, aber Al Sorna lächelte unbekümmert. »Statthalter Aruan.«

Der dicke Mann blieb stehen und wischte sich mit einem Spitzentüchlein den Schweiß vom Gesicht. In der Linken trug er ein langes, in Leinen gewickeltes Bündel. Er nickte dem Hauptmann und mir zu, wandte sich dann aber an den Gefangenen: »Ich hätte nie erwartet, Euch lebend wiederzusehen, Herr. Geht es Euch gut?«

»Ja, Statthalter. Und Euch?«

Der Mann spreizte die rechte Hand – das Spitzentüchlein hing von seinem

Daumen herab, und an seinen Fingern glänzten zahllose Ringe. »Statthalter bin ich nicht mehr. Nur noch ein armer Kaufmann. Der Handel ist nicht, was er früher war, aber wir schlagen uns durch.«

»Lord Verniers.« Vaelin Al Sorna machte eine Geste in meine Richtung.  
»Dies ist Holus Nester Aruan, der ehemalige Statthalter von Linesch.«

»Meine Hochachtung.« Aruan grüßte mich mit einer knappen Verbeugung.

»Die Ehre liegt ganz auf meiner Seite«, entgegnete ich förmlich. Das war also der Mann, der sich vom Hoffnungstötter die Stadt hatte abnehmen lassen. Dass Aruan sich wegen dieser Schmach nicht selbst das Leben genommen hatte, war nach dem Krieg auf einige Empörung gestoßen, aber der Kaiser (die Götter mögen ihn in seiner Weisheit und Gnade bewahren) hatte aufgrund der außergewöhnlichen Umstände der Besetzung durch den Hoffnungstötter Nachsicht walten lassen. Sein Statthalteramt hatte Aruan selbstverständlich trotzdem niederlegen müssen.

Aruan wandte sich wieder Al Sorna zu. »Es freut mich, Euch wohlauf zu sehen. Ich habe an den Kaiser geschrieben und ihn in Eurem Namen um Gnade gebeten.«

»Ich weiß. Euer Brief wurde bei meiner Verurteilung verlesen.«

Aus den Gerichtsaufzeichnungen wusste ich, dass Aruans Brief, den dieser unter nicht unbeträchtlicher Gefahr für sein eigenes Leben verfasst hatte, zu jenen Beweismitteln gehörte, die dem Hoffnungstötter merkwürdig uncharakteristische Akte der Großzügigkeit und Barmherzigkeit während des Krieges bescheinigten. Der Kaiser hatte sich alles geduldig angehört, bevor er darauf hingewiesen hatte, dass der Gefangene wegen seiner Verbrechen und nicht wegen seiner Tugenden vor Gericht stehe.

»Wie geht es Eurer Tochter?«, fragte der Gefangene Aruan.

»Sehr gut, sie wird in diesem Sommer heiraten. Den nichtsnutzigen Sohn eines Schiffsbauers, aber was kann ein armer Vater tun? Dank Euch ist sie immerhin am Leben, um mir das Herz zu brechen.«

»Das freut mich sehr. Ich meine die Hochzeit, nicht Euer gebrochenes Herz. Mit einem Geschenk kann ich leider nicht aufwarten, nur mit meinen besten Wünschen.«

»Wie es sich ergibt, Herr, habe ich stattdessen ein Geschenk für Euch.«

Aruan hob das lange, in Leinen gewickelte Bündel mit beiden Händen hoch und hielt es dem Hoffnungstötter mit sonderbar ernstem Gesichtsausdruck hin. »Ich hörte, dass Ihr es bald wieder brauchen werdet.«

Der Nordmann zögerte merklich, bevor er das Bündel entgegennahm und die Schnur darum mit seinen vernarbten Händen löste. Unter dem Leinen kam ein Schwert von einer mir unvertrauten Machart zum Vorschein. Die in einer Scheide steckende Klinge maß etwa drei Ellen in der Länge und war, im Gegensatz zu den Krummsäbeln der alpiranischen Soldaten, ganz gerade. Um das Heft wand sich ein einzelner Dorn, der den Handschutz bildete, und der einzige Schmuck der Waffe war ein einfacher Stahlknauf. Heft und Scheide wiesen zahlreiche Kerben und Kratzer auf, die von jahrelanger starker Beanspruchung zeugten. Dies war keine Zeremonialwaffe, und mir wurde fast übel, als mir bewusst wurde, dass es sein Schwert war. Das Schwert, das er an unsere Küsten gebracht hatte. Das Schwert, das ihn zum Hoffnungstöter gemacht hatte.

»Ihr habt das aufbewahrt?«, fragte ich Aruan entgeistert.

Der Gesichtsausdruck des beleibten Mannes wurde eisig, als er sich mir zuwandte. »Meine Ehre verlangte nichts Geringeres, Herr.«

»Ich danke Euch«, sagte Al Sorna, bevor ich meiner Empörung weiter Luft machen konnte. Er hob das Schwert, und ich sah, wie der Hauptmann der Garde erstarrete, als Al Sorna die Klinge ein Stück weit aus der Scheide zog und mit dem Daumen darüber fuhr. »Noch immer scharf.«

»Es hat eine gute Pflege genossen, wurde regelmäßig geölt und geschärft. Außerdem habe ich hier noch ein kleines Geschenk für Euch.« Aruan streckte die Hand aus. Auf seiner Handfläche lag ein einzelner Rubin, ein schön geschliffener Stein mittlerer Größe; vermutlich einer der wertvollsten Edelsteine im Besitz der Familie. Ich kannte die Hintergründe von Aruans Dankbarkeit, aber die offensichtliche Hochachtung, die er diesem Wilden entgegenbrachte, und die unerträgliche Gegenwart des Schwertes ärgerten mich dennoch gewaltig.

Al Sorna wirkte verlegen und schüttelte den Kopf. »Statthalter, das kann ich nicht ...«

Ich trat einen Schritt näher und sagte leise: »Er lässt Euch eine größere Ehre zuteil werden, als Ihr es verdient habt, Nordmann. Sein Geschenk abzulehnen, würde ihn beleidigen und Euch entehren.«

Er sah mich kurz mit seinen dunklen Augen an, bevor er Aruan zulächelte. »Eine solche Großzügigkeit kann ich nicht ablehnen.« Er nahm den Edelstein entgegen. »Ich werde ihn bis an mein Lebensende aufbewahren.«

»Das hoffe ich nicht«, erwiderte Aruan mit einem Lachen. »Ein Mann behält einen Edelstein nur, wenn er keinen Grund hat, ihn zu verkaufen.«

»Ihr da!«, ertönte eine Stimme von dem Schiff, das ein Stück den Kai hinunter festgemacht war – eine stattliche meldeneische Galeere, deren zahllose Ruder und breiter Rumpf sie als Frachtschiff auswiesen und nicht als eines der sagenumwobenen Kriegsschiffe dieses Volkes. Ein stämmiger Mann mit einem üppigen schwarzen Bart, der an seinem roten Kopftuch als Kapitän des Schiffes zu erkennen war, winkte vom Bug her. »Bringt den Hoffnungstöter an Bord, ihr alpiranischen Hunde!«, schrie er mit typisch meldeneischer Höflichkeit. »Wenn ihr noch länger hier rumpalavert, verpassen wir die Flut.«

»Unsere Passage zu den Inseln wartet«, sagte ich zu dem Gefangenen und ergriff mein Reisegepäck. »Wir sollten lieber nicht den Zorn des Kapitäns auf uns ziehen.«

»Es ist also wahr?«, sagte Aruan. »Ihr fahrt zu den Inseln, um für die edle Dame zu kämpfen?« Sein Tonfall missfiel mir – er hatte etwas unangenehm Ehrfürchtiges an sich.

»Es ist wahr.«

Al Sorna drückte kurz Aruans Hände und nickte dem Hauptmann der Garde zu, bevor er sich mir zuwandte. »Lord Verniers. Sollen wir?«

♦ ♦ ♦

»Vermutlich bist du einer der verdienstvollsten Speichellecker des Kaisers, Schreiberling« – der Kapitän tippte mir mit dem Finger gegen die Brust –, »aber dieses Schiff ist mein Königreich. Du wirst hier in dieser Koje schlafen, oder ich lasse dich während der gesamten Reise an den Hauptmast binden.«

Er hatte uns unser Quartier gezeigt, einen abgeteilten Bereich des Frachtraums nahe dem Bug. Es stank dort nach Salzwasser, Kieljauche und den vielfältigsten Gerüchen der Fracht – eine süßliche, Übelkeit erregende Mischung aus Obst, Stockfisch und den zahllosen Gewürzen, für die das Kaiserreich berühmt war. Ich musste ein Würgen unterdrücken.

»Ich bin Lord Verniers Alishe Someren, kaiserlicher Geschichtsschreiber, Erster der Gelehrten und ehrwürdiger Diener des Kaisers«, erwiderte ich. Meine Worte klangen durch das Taschentuch vor meinem Mund ein wenig gedämpft. »Ich bin ein Abgesandter der Schiffsherren und offizielle Eskorte des kaiserlichen Gefangenen. Du wirst mich mit Respekt behandeln, Pirat, oder ich hole auf der Stelle zwanzig Gardisten an Bord und lasse dich vor den Augen deiner Mannschaft auspeitschen.«

Der Kapitän beugte sich zu mir; unglaublicherweise roch sein Atem noch schlimmer als der Frachtraum. »Dann hätte ich einundzwanzig Leichen, die ich an die Schwertwale verfüttern kann, sobald wir den Hafen verlassen haben, Schreiberling.«

Al Sorna trat mit dem Fuß gegen einen der Schlafsäcke auf dem Deck und warf einen kurzen Blick in die Runde. »Das wird genügen. Wir brauchen noch Essen und Wasser.«

»Ihr habt ernsthaft vor, in diesem Rattenloch zu schlafen?«, empörte ich mich. »Das ist widerlich.«

»Ihr solltet mal in einem Kerker übernachten. Dort gibt es wirklich Ratten zuhauf.« Er wandte sich dem Kapitän zu. »Das Wasserfass befindet sich auf dem Vorderdeck?«

Der Kapitän fuhr sich mit den dicken Fingern durch seinen üppigen Bart und musterte den hochgewachsenen Mann abschätzend. Vermutlich fragte er sich, ob Al Sorna sich über ihn lustig machte und ob er ihn, wenn nötig, im Kampf besiegen könnte. An der Nordküste des alpiranischen Reiches gab es ein Sprichwort: Einer Kobra wende den Rücken zu, niemals aber einem Meldeneer. »Du bist also der Kerl, der mit dem Schild die Klängen kreuzen wird? In Ildera wetten sie zwanzig zu eins gegen dich. Glaubst du, ich sollte eine Kupfermünze riskieren und auf dich setzen? Der Schild ist der kühnste Schwertkämpfer der Inseln. Er kann mit einem Säbel eine Fliege entzweischlagen.«

»Sein Ruhm gereicht ihm zur Ehre.« Vaelin Al Sorna lächelte. »Das Wasserfass?«

»Auf dem Vorderdeck. Ihr dürft jeden Tag eine Kalebasse füllen, mehr nicht. Meine Mannschaft soll wegen euch keinen Mangel leiden. Essen gibt es in der Kombüse, wenn es euch nichts ausmacht, gemeinsam mit Abschaum wie uns zu speisen.«

»Ich habe zweifellos schon in schlimmerer Gesellschaft gespeist. Wenn Ihr noch einen Mann an den Rudern braucht, stehe ich zu Eurer Verfügung.«

»Hast du schon mal gerudert?«

»Einmal.«

Der Kapitän knurrte. »Wir kommen zurecht.« Er wandte sich ab und brummte im Weggehen: »Wir legen noch in dieser Stunde ab. Geht uns aus dem Weg, bis wir den Hafen verlassen haben.«

»Inselbarbar!«, schimpfte ich, während ich mein Bündel auspackte und

meine Schreibutensilien bereitlegte. Bevor ich auf meinem Schlafsack Platz nahm, um einen Brief an den Kaiser zu verfassen, vergewisserte ich mich, dass sich darunter keine Ratten versteckt hatten. Ich beabsichtigte, den Kaiser über das ganze Ausmaß dieser Beleidigung in Kenntnis zu setzen. »Dieser Mann wird in keinem alpiranischen Hafen mehr anlegen, das versichere ich Euch.«

Vaelin Al Sorna setzte sich und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Schiffshülle. »Sprecht Ihr meine Sprache?«, fragte er auf Nordländisch.

»Ich habe Sprachen studiert«, erwiderte ich in seinem Idiom. »Ich spreche die sieben wichtigsten Sprachen des Kaiserreiches fließend und kann mich in fünf weiteren verständlich machen.«

»Beeindruckend. Beherrscht Ihr Seordahnisch?«

Ich blickte von meinem Pergament auf. »Seordahnisch?«

»Die Seordah Sil des großen Nordwaldes. Habt Ihr von ihnen schon einmal gehört?«

»Meine Kenntnisse über die Wilden des Nordens sind höchst unvollständig. Bislang sah ich keinen Grund, mich näher mit ihnen zu befassen.«

»Für einen Gelehrten scheint Ihr erstaunlich zufrieden mit Eurer Unwissenheit.«

»Ich spreche wohl für mein ganzes Land, wenn ich mir wünsche, uns wäre das Wissen um Eure Existenz erspart geblieben.«

Er neigte den Kopf und betrachtete mich. »Ich höre Hass in Eurer Stimme.«

Ich antwortete nicht. Mein Federkiel bewegte sich rasch über das Pergament und schrieb die förmliche Anrede eines kaiserlichen Briefes.

»Ihr kanntet ihn, nicht wahr?«, fuhr Vaelin Al Sorna fort.

Mein Federkiel hielt inne. Ich weigerte mich, Al Sorna anzuschauen.

»Ihr kanntet die Hoffnung des Reiches.«

Ich legte den Federkiel beiseite und stand auf. Plötzlich waren mir der Gestank des Frachtraums und die Nähe dieses Wilden unerträglich. »Ja, ich kannte ihn«, krächzte ich. »Ich kannte ihn als den Besten von uns allen. Ich wusste, dass er der größte Kaiser werden würde, den dieses Land jemals gesehen hat. Aber das ist nicht der Grund für meinen Hass, Nordmann. Ich hasse Euch, weil die Hoffnung des Reiches mein Freund war und weil Ihr ihn umgebracht habt.«

Ich wandte mich ab, stieg die Stufen zum Hauptdeck hinauf und wünschte mir zum ersten Mal in meinem Leben, ein Krieger zu sein. Ich wünschte mir, muskulöse Arme und ein Herz aus Stein zu haben, damit ich ein Schwert

führen und blutige Rache nehmen könnte. Doch das war mir nicht vergönnt. Mein Körper war schlank, aber nicht kräftig, mein Verstand wach, aber nicht unbarmherzig. Ich war kein Krieger. Ich würde keine Rache nehmen können. Es gab nur eines, was ich für meinen Freund tun konnte: Ich konnte zuschauen, wie sein Mörder starb, und, meinem Kaiser und der ewigen Wahrheit unserer Archive zuliebe, das offizielle Ende seiner Geschichte festhalten.



Mehrere Stunden blieb ich an Deck und sah gegen die Reling gelehnt zu, wie das grünliche Wasser der nordalpiranischen Küste in das Blau der Erineischen See übergang, während der Bootsmann des Schiffes die Trommel für die Rojer schlug und unsere Reise begann. Als wir die Küste hinter uns gelassen hatten, gab der Kapitän den Befehl, das Hauptsegel zu setzen, und wir nahmen Fahrt auf; der spitze Bug des Schiffes durchschnitt die sanften Wogen, und die Galiionsfigur, eine nach traditionell meldeneischer Art geschnitzte geflügelte Schlange – einer der unzähligen Meeresgötter dieses Volkes –, tauchte ihren zahnbewehrten Schädel in die schäumende Gischt. Die Rojer ruderten zwei Stunden lang, bis der Bootsmann eine Ruhepause anordnete. Die Ruder wurden eingezogen, und die Männer strömten zur Kombüse. Die Tageswache blieb an Deck, behielt die Segel im Auge und kümmerte sich um all die anderen, niemals endenden Arbeiten an Bord eines Schiffes. Einige wenige warfen mir flüchtige Blicke zu, doch niemand versuchte, ein Gespräch mit mir anzufangen, wofür ich dankbar war.

Wir waren mehrere Stunden von der Küste entfernt, als sie in Sicht kamen: schwarze Finnen, welche die Wogen teilten, angekündigt von einem fröhlichen Ruf aus dem Mastkorb: »Schwertwale!«

Ich konnte nicht feststellen, wie viele es waren; sie bewegten sich unter Wasser zu schnell und wendig, wobei sie gelegentlich die Oberfläche durchbrachen und Dampf Wolken ausstießen, bevor sie wieder untertauchten. Erst als sie näher kamen, konnte ich ihre wahre Größe ermessen, mehr als zwanzig Fuß von der Nase bis zur Schwanzspitze. Ich hatte im Südmeer bereits Delphine gesehen, silbrige, verspielte Geschöpfe, denen man einfache Kunststücke beibringen konnte. Die Schwertwale waren anders – ihre Größe und die dunklen, flackernden Schatten, die sie im Wasser hinter sich herzogen, waren mir unheimlich; bedrohliche Abbilder der gleichgültigen Grausamkeit der Natur.

Meine Schiffsgenossen sahen das offenbar anders; sie riefen den Tieren aus der Takelage Grüße zu, als seien sie alten Freunden begegnet. Selbst die grimmige Miene des Kapitäns schien ein wenig freundlicher geworden zu sein.

Einer der Schwertwale durchbrach in einer atemberaubenden Schaumfontäne die Wasseroberfläche und vollführte eine Drehung in der Luft, bevor er mit einem Aufprall, der das ganze Schiff erzittern ließ, wieder auf die Wellen klatschte. Die Meldeneer brüllten begeistert. O Seliesen, dachte ich. Zu welch einem Gedicht hätte dich dieser Anblick wohl inspiriert?

»Sie gelten ihnen als heilig.« Ich drehte mich um und sah den Hoffnungstörer neben mir an der Reling stehen.

»Es heißt, wenn ein Meldeneer auf See stirbt, tragen die Schwertwale seine Seele zu dem endlosen Ozean hinter dem Rand der Welt.«

»Aberglaube«, schnaubte ich.

»Euer Volk hat auch seine Götter, nicht wahr?«

»Das Volk ja, ich nicht. Die Götter sind ein Mythos, ein trostvolles Märchen.«

»In meinem Heimatland würdet Ihr mit solchen Worten auf Zustimmung stoßen.«

»Wir befinden uns aber nicht in Eurem Heimatland, Nordmann. Und ich verspüre auch keinen Wunsch, es je zu besuchen.«

Ein weiterer Schwertwal stieg aus dem Meer auf und sprang ganze zehn Fuß in die Luft, bevor er wieder hinabstürzte. »Merkwürdig«, grübelte Al Sorna. »Als wir mit unseren Schiffen dieses Meer überquerten, haben wir keine Schwertwale gesehen. Sie zeigen sich nur den Meldeneern. Vielleicht teilen sie denselben Glauben.«

»Vielleicht«, sagte ich. »Oder sie wissen eine kostenlose Mahlzeit zu schätzen.« Ich nickte zum Bug, wo der Kapitän Lachse ins Meer warf; die Schwertwale stürzten sich so schnell darauf, dass ich mit den Blicken kaum folgen konnte.

»Weswegen seid Ihr hier, Lord Verniers?«, fragte Al Sorna. »Warum hat der Kaiser Euch geschickt? Ihr seid kein Gefängniswärter.«

»Der Kaiser hat mir gnädigerweise erlaubt, Euer bevorstehendes Duell mitanzusehen. Und natürlich, Lady Emeren nach Hause zu begleiten.«

»Ihr seid hier, um mich sterben zu sehen.«

»Ich bin hier, um für das kaiserliche Archiv einen Bericht über dieses Ereignis zu verfassen. Schließlich bin ich der kaiserliche Geschichtsschreiber.«

»Davon habe ich gehört. Gerish, der meine Zelle bewachte, war ein großer Bewunderer der Geschichte, die Ihr über den Krieg mit meinem Volk verfasst habt. Er hielt sie für eines der herausragendsten Werke der alpiranischen Literatur. Für einen Mann, der sein Leben in einem Kerker verbringt, war er äußerst gelehrt. Stundenlang saß er vor meiner Zelle und hat mir Seite um Seite vorgelesen. Besonders die Schlachtenszenen haben ihm gefallen.«

»Genaue Nachforschungen sind der Schlüssel zur Kunst des Geschichtsschreibers.«

»Dann ist es umso mehr eine Schande, dass Euch so viele Fehler unterlaufen sind.«

Erneut wünschte ich mir die Kraft eines Kriegers. »Fehler?«

»Ja.«

»Aha. Wenn Ihr Euer Barbarenhirn ein wenig bemühen würdet, könntet Ihr mir vielleicht auch sagen, an welchen Stellen mir so viele Fehler unterlaufen sein sollen?«

»Nun ja, die nebensächlichen Dinge habt Ihr weitgehend richtig wiedergegeben. Außer dass Ihr schreibt, meine Einheit hätte den Titel Wolfslegion getragen. In Wahrheit war das fünfunddreißigste Fußregiment im königlichen Heer als Wolfsläufer bekannt.«

»Ich werde gleich nach meiner Rückkehr zur Hauptstadt dafür Sorge tragen, dass eine berichtigte Version veröffentlicht wird«, sagte ich trocken.

Er schloss die Augen und erinnerte sich. »König Janus' Einmarsch an der Nordküste war nur der erste Schritt auf dem Weg zu einem weitaus ehrgeizigeren Ziel: der Eroberung des gesamten Kaiserreichs.«

Es war ein wortgetreues Zitat. Seine Erinnerungsgabe beeindruckte mich, aber ich sollte verflucht sein, wenn ich mir das anmerken ließe. »Eine schlichte Wiedergabe von Tatsachen. Ihr kamt hierher, um das Kaiserreich zu erobern. Janus war verrückt zu glauben, dass ihm das gelingen könnte.«

Al Sorna schüttelte den Kopf. »Uns ging es lediglich um die nördlichen Hafenzentren. Janus hatte es auf die Handelsrouten durch die Erineische See abgesehen. Und er war nicht verrückt. Er war alt und verzweifelt, aber verrückt war er nicht.«

Das Mitgefühl in seiner Stimme überraschte mich; schließlich war Janus der große Verräter. Das war alles Teil der Legende des Hoffnungstöters. »Und woher wisst Ihr so genau, was er vorhatte?«

»Er hat es mir gesagt.«

»Ach, tatsächlich?« Ich lachte. »Ich habe Tausende Briefe an sämtliche Botschafter und Amtsträger der Königslande geschickt, die mir einfielen. Die wenigen, die sich die Mühe machten, mir zu antworten, waren sich über eine Sache einig: Janus hat niemandem seine Pläne anvertraut, nicht einmal seiner eigenen Familie.«

»Und dennoch behauptet Ihr, er hätte Euer gesamtes Kaiserreich erobern wollen.«

»Eine logische Schlussfolgerung aus den vorhandenen Beweisen.«

»Logisch vielleicht, aber falsch. Janus besaß das Herz eines Königs, hart und kalt, wenn es sein musste. Aber er war nicht habgierig, und er war kein Träumer. Er wusste, dass die Königslande niemals die nötigen Mittel und Soldaten aufbringen könnten, um Euer Kaiserreich zu erobern. Wir wollten lediglich die Hafenzentren einnehmen. Er sagte, das sei die einzige Möglichkeit, unsere Zukunft zu sichern.«

»Weshalb hätte er Euch ein solches Wissen anvertrauen sollen?«

»Wir haben ... ein Abkommen geschlossen. Er erzählte mir vieles, was er sonst niemandem verraten hätte. Einige seiner Befehle bedurften einer Erklärung, bevor ich sie ausführen konnte. Aber manchmal glaube ich auch, dass er einfach mit jemandem reden wollte. Selbst Könige sind mitunter einsam.«

Ich empfand eine seltsame Versuchung; der Nordmann wusste, dass ich nach dem Wissen dürstete, das er mir schenken konnte. Mein Respekt vor ihm wuchs in gleichem Maße wie meine Abscheu. Er benutzte mich; er wollte, dass ich die Geschichte aufschrieb, die er zu erzählen hatte. Und ich hatte nicht die geringste Ahnung, weshalb. Ich wusste, dass es etwas mit Janus zu tun hatte und mit dem Duell, das Al Sorna auf den Inseln ausfechten würde. Vielleicht wollte er vor seinem Ende noch einmal jemandem sein Herz ausschütten, ein Vermächtnis der Wahrheit hinterlassen, damit er nicht nur als Hoffnungstöter in die Geschichte eingehen würde. Vielleicht war es ein letzter Versuch, seine Seele und die seines toten Königs reinzuwaschen.

Das Schweigen zog sich in die Länge, während ich den Schwertwalen dabei zusah, wie sie sich satt fraßen und irgendwann in Richtung Osten davonschwammen. Während sich die Sonne dem Horizont zuneigte und die Schatten länger wurden, sagte ich schließlich: »Also gut, erzählt mir Eure Geschichte.«

## ERSTES KAPITEL

An jenem Morgen, als Vaelins Vater ihn zum Haus des sechsten Ordens brachte, lag der Nebel in dichten Schwaden über dem Land. Vaelin saß vergnügt vorne im Sattel und hielt sich am Knauf fest. Sein Vater nahm ihn nur selten auf einen Ausritt mit.

»Wohin reiten wir, Herr?«, hatte er gefragt, als sein Vater ihn zum Stall führte.

Der hochgewachsene Mann hatte ihm keine Antwort gegeben, doch er hatte einen Augenblick gezögert, bevor er eines seiner Streitrosse sattelte. Dass Vaelins Vater auf eine Frage hin schwieg, war nichts Ungewöhnliches, und der Junge hatte sich nichts weiter dabei gedacht.

Sie ritten fort vom Haus; die Hufeisen des Streitrosses klapperten über das Kopfsteinpflaster. Nach einer Weile durchquerten sie das Nordtor, wo die Leichen in Käfigen von der Stadtmauer herabgingen und üblen Verwesungsgestank verbreiteten. Vaelin hatte gelernt, nicht danach zu fragen, was die nun Toten einst getan hatten, um eine solche Strafe verdient zu haben; es war eine der wenigen Fragen, auf die sein Vater stets bereitwillig antwortete. Und die Geschichten, die er erzählte, ließen Vaelin nachts wach liegen und bei jedem Geräusch vor dem Fenster leise wimmern, aus Furcht vor Dieben, Aufständischen oder Leugnern, die vom Dunklen besessen waren.

Das Kopfsteinpflaster ging alsbald in die Wiesen jenseits der Stadtmauer über. Sein Vater trieb das Streitross zum Trab und schließlich zum Galopp an, und Vaelin lachte vor Aufregung. Einen Moment lang schämte er sich seiner Freude. Seine Mutter war vor zwei Monaten gestorben, und die Trauer seines Vaters lag wie eine dunkle Wolke über dem gesamten Haus, flößte den Dienern Angst ein und hielt Besucher fern. Aber Vaelin war erst zehn Jahre alt und betrachtete den Tod mit den Augen eines Kindes: Natürlich vermisste er seine Mutter, aber ihr Fortgehen war für ihn ein Rätsel, das eigentliche Geheimnis der Erwachsenenwelt. Obwohl auch er manchmal weinte, wusste er im Grunde gar nicht so recht, weshalb, und weiterhin stahl er dem Koch Pasteten und spielte mit seinen Holzschwertern im Hof wie eh und je.

Sie galoppierten ein Stück, bis sein Vater das Pferd zügelte. Vaelin war ein wenig enttäuscht – er hätte noch ewig so weiterreiten können. Sie hielten vor einem großen Eisentor an. Die Gitterstäbe des Tors besaßen dreifache Mannesgröße und endeten in spitzen Zacken. Oben auf dem Torbogen erhob sich eine eiserne Figur, ein Krieger, der das Schwert mit der Spitze nach unten vor der Brust hielt, sein Gesicht war das eines eingefallenen Totenschädels. Die Mauern zu beiden Seiten waren beinahe so hoch wie das Tor. Linker Hand hing an einem hölzernen Balken eine Messingglocke.

Vaelins Vater stieg ab und hob den Jungen aus dem Sattel.

»Was ist das für ein Ort?«, fragte Vaelin. Seine Stimme klang unwirklich laut, obwohl er im Flüsterton sprach. Die Stille und der Nebel waren ihm unheimlich; das Tor und die Figur darauf gefielen ihm nicht. Mit kindlicher Gewissheit wusste er, dass die leeren Augenhöhlen nur eine Täuschung waren. Die Figur beobachtete sie abwartend.

Sein Vater antwortete nicht, sondern ging zu der Glocke, zog seinen Dolch aus dem Gürtel und schlug mit dem Knauf dagegen. Das Läuten der Glocke durchbrach schrill die Stille. Vaelin legte sich die Hände auf die Ohren, bis das Geräusch verklungen war. Als er hochschaute, sah er seinen Vater über sich aufragen.

»Vaelin«, sagte dieser mit der rauhen Stimme eines Kriegers. »Erinnerst du dich noch an den Leitspruch, den ich dich gelehrt habe? Den Grundsatz unserer Familie?«

»Ja, Vater.«

»Wie lautet er?«

»Loyalität ist unsere Stärke.«

»Ja. Loyalität ist unsere Stärke. Denk immer daran, dass du mein Sohn bist und auf meinen Wunsch hier weilst. An diesem Ort wirst du viele Dinge lernen, du wirst ein Bruder des sechsten Ordens werden. Aber du wirst immer mein Sohn bleiben und meinen Weisungen folgen.«

Hinter dem Tor war ein Knirschen zu hören, und Vaelin erschrak, als er auf der anderen Seite des Gitters eine hochgewachsene, in einen Umhang gehüllte Gestalt bemerkte. Der Mann hatte auf sie gewartet. Sein Gesicht blieb im Nebel verborgen, doch Vaelin hatte das unangenehme Gefühl, eingehend gemustert zu werden. Er schaute zu seinem Vater hoch und sah einen großen Mann mit markanten Zügen, einem angegrauten Bart und tiefen Falten im Gesicht. In seiner Miene lag etwas, das Vaelin noch nie zuvor gesehen hatte und das er nicht benennen konnte. In späteren Jahren würde er es in den Gesichtern Tausender Männer sehen, und es würde ihm nur allzu vertraut werden: Furcht. Ihm fiel auf, dass die Augen seines Vaters ungewöhnlich dunkel waren, viel dunkler als die seiner Mutter. Sein ganzes Leben lang sollte er ihn so in Erinnerung behalten. Für andere war er der Kriegsherr, das erste Schwert des Königs, der Held von Beltrian, Retter des Königs und Vater eines berühmten Sohnes. Für Vaelin würde er immer jener von Furcht erfüllte Mann sein, der seinen Sohn am Tor des Hauses des sechsten Ordens abgab.

Er spürte die große Hand seines Vaters in seinem Rücken. »Geh jetzt, Vaelin. Geh zu ihm. Er wird dir nichts tun.«

*Lügner!*, dachte Vaelin wütend. Seine Füße schlurften über den Boden, während sein Vater ihn auf das Tor zuschob. Das Gesicht der verhüllten Gestalt löste sich aus dem Nebel; sie besaß lange, hagere Züge mit dünnen Lippen und blassblauen Augen. Vaelin konnte den Blick nicht von diesen Augen abwenden. Und der Mann mit dem hageren Gesicht erwiderte seinen Blick, ohne seinen Vater anzusehen.

»Wie lautet dein Name, Junge?« Der Mann sprach leise, wie ein Seufzen im Nebel.

Warum Vaelins eigene Stimme so ruhig klang, sollte ihm auf ewig ein Rätsel bleiben. »Vaelin, Euer Lordschaft. Vaelin Al Sorna.«

Die dünnen Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. »Ich bin kein Lord, Junge. Ich bin Gainyl Arlyn, Aspekt des sechsten Ordens.«

Vaelin entsann sich der vielen Anstandsregeln, die seine Mutter ihm beigebracht hatte. »Verzeihung, Aspekt.«

Hinter sich hörte er ein Schnauben. Vaelin drehte sich um und sah seinen Vater davonreiten; sein Streitross wurde rasch vom Nebel verschluckt, das Trommeln der Hufe auf der weichen Erde verklang.

»Er wird nicht zurückkehren, Vaelin«, sagte der Mann mit dem langen Gesicht, der Aspekt. Sein Lächeln war verschwunden. »Weißt du, warum er dich hierhergebracht hat?«

»Um viele Dinge zu lernen und ein Bruder des sechsten Ordens zu werden.«

»Ja. Aber niemand tritt dem Orden gegen seinen Willen bei, sei er nun ein Junge oder ein erwachsener Mann.«

Vaelin verspürte den plötzlichen Drang zu fliehen, in den Nebel zu entkommen. Er würde davonlaufen und sich einer Bande Gesetzloser anschließen; er würde im Wald wohnen, die tollsten Abenteuer erleben und vorgeben, ein Waisenjunge zu sein ... *Loyalität ist unsere Stärke.*

Der Aspekt musterte ihn mit ausdruckslosem Blick, aber Vaelin wusste, dass er jeden Gedanken in seinem Kopf lesen konnte. Später würde er sich fragen, wie viele Jungen, die von verräterischen Vätern hierhergebracht worden waren, tatsächlich weggelaufen waren, und ob sie es jemals bereut hatten. *Loyalität ist unsere Stärke.*

»Ich möchte beitreten«, sagte er dem Aspekt. In seinen Augen standen Tränen, aber er blinzelte sie fort. »Ich möchte viele Dinge lernen.«

Der Aspekt streckte die Hand aus, um das Tor zu entriegeln. Vaelin bemerkte, dass seine Hände von Narben übersät waren. Als das Tor aufschwang, winkte er Vaelin hinein. »Komm, kleiner Falke. Du bist jetzt unser Bruder.«



Vaelin wurde schnell klar, dass das Haus des sechsten Ordens weniger ein Haus als vielmehr eine Festung war. Granitmauern ragten wie Klippen über ihm auf, während der Aspekt ihn zum Haupttor führte. Dunkle Gestalten patrouillierten, Langbögen in den Händen haltend,

auf den Mauerzinnen und blickten mit leeren, nebelverschleierten Augen zu ihm hinab. Der Eingang war ein gewölbter Torbogen. Das Fallgitter war für sie hochgezogen worden, und die beiden Speerträger, die davor Wache hielten – fortgeschrittene Schüler von etwa siebzehn Jahren –, verbeugten sich ehrerbietig, als der Aspekt an ihnen vorbeiging. Er würdigte sie kaum eines Blickes und führte Vaelin über den Innenhof, wo andere Schüler das Stroh von den Pflastersteinen fegten und aus einer Schmiedewerkstatt das Klirren von Hämmern auf Metall ertönte. Burgen waren für Vaelin nichts Neues – seine Eltern hatten ihn einst in den Palast des Königs mitgenommen, wo er, angetan mit seinen besten Kleidern und zappelnd vor Langeweile, einer endlosen Rede des Aspekten des ersten Ordens über die Großherzigkeit des Königs gelauscht hatte. Doch der Palast war ein hell erleuchtetes Labyrinth gewesen, voller Statuen, Wandbehänge, sauber poliertem Marmor und Soldaten mit Brustharnischen, in denen man sich spiegeln konnte. Im Königspalast roch es nicht nach Mist und Rauch. Dort gab es keine schattigen Durchgänge, die dunkle Geheimnisse bargen, von denen ein Junge nichts wissen sollte.

»Erzähle mir, was du über unseren Orden weißt, Vaelin«, wies der Aspekt ihn an, während er ihn zum Burgfried führte.

Vaelin gab wieder, was er von seiner Mutter gelernt hatte: »Der sechste Orden führt das Schwert der Gerechtigkeit und zerschmettert die Feinde des Glaubens und der Königslande.«

»Sehr gut.« Der Aspekt klang überrascht. »Du hast eine ausgezeichnete Bildung genossen. Aber was tun wir, was die anderen Orden nicht tun?«

Vaelin dachte fieberhaft nach, bis sie den Burgfried erreicht hatten und er zwei etwa zwölfjährige Jungen sah, die mit Eschenholzschwertern aufeinander einschlugen – eine rasche Abfolge von Stößen, Paraden und Hieben. Die Jungen kämpften in einem weißen Kreidekreis, und jedes Mal, wenn sie zu nah an den Rand des Kreises gerieten, schlug ihr Lehrer, ein dürrer Mann, der einen Rabenschädel hatte, mit einem Rohrstock nach ihnen. Sie waren so sehr in ihren Wettkampf versunken, dass sie die Schläge kaum bemerkten. Einer der Jungen machte einen zu weiten Ausfallschritt und musste einen Schlag gegen den Kopf einstecken. Heftig blutend taumelte er nach hinten und fiel

über die Kreislinie, was ihm einen weiteren Schlag mit dem Rohrstock einbrachte.

»Ihr kämpft«, erwiderte Vaelin – beim Anblick der Gewalt und des Blutes hämmerte ihm das Herz in der Brust.

»Ja.« Der Aspekt blieb stehen und sah auf ihn herab. »Wir kämpfen. Wir töten. Wir stürmen Festungsmauern und trotzen Pfeilen und Feuer. Wir stellen uns Pferden und Lanzen entgegen. Wir bahnen uns einen Weg durch Wälder aus Spießern und Speeren, um die Standarte unseres Gegners zu erobern. Der sechste Orden kämpft, aber wofür kämpft er?«

»Für die Königslande.«

Der Aspekt ging in die Hocke, um Vaelin in die Augen zu blicken. »Ja, die Königslande, aber was zählt noch mehr als die Königslande?«

»Der Glaube?«

»Du klingst unsicher, kleiner Falke. Vielleicht hast du doch keine so ausgezeichnete Bildung genossen.«

Hinter ihm zog der Lehrer den gestürzten Jungen unter einem Schwall Beschimpfungen wieder auf die Beine. »Du ungeschickter Bauerntöpel! Rein mit dir in den Kreis. Wenn du noch einmal hinfallst, Sorge ich dafür, dass du nie wieder aufstehst.«

»Der Glaube ist aus unserer Geschichte und unserem Geist hervorgegangen«, betete Vaelin herunter. »Wenn wir ins Jenseits eingehen, werden wir eins mit den Seelen der Verstorbenen, die uns im Diesseits lenken. Zum Dank verehren wir sie mit unserem Glauben.«

Der Aspekt hob eine Augenbraue. »Du kennst den Katechismus gut.«

»Ja, Herr. Meine Mutter hat mich gründlich unterrichtet.«

Die Miene des Aspekten verdunkelte sich. »Deine Mutter ...« Er hielt inne, und sein Gesicht verwandelte sich wieder in eine ausdruckslose Maske. »Über deine Mutter sollst du nicht mehr sprechen. Und auch nicht über deinen Vater oder andere Familienmitglieder. Du hast jetzt keine Familie mehr außer dem Orden. Du gehörst dem Orden. Hast du mich verstanden?«

Der Junge mit der Schnittwunde am Kopf war erneut hingefallen und wurde nun von seinem Lehrer verprügelt. Der Rohrstock hob und senkte sich in gleichmäßigem Rhythmus, und die hagere Miene des Lehrers verriet dabei keinerlei Gefühlsregung. Vaelin hatte denselben

Gesichtsausdruck bei seinem Vater gesehen, wenn er einen seiner Jagdhunde schlug.

*Du gehörs dem Orden.* Zu seiner Überraschung hatte sich sein Herzschlag verlangsam, und seine Stimme zitterte nicht, als er dem Aspekten antwortete: »Ich verstehe.«



Der Name des Lehrers war Sollis. Er hatte ein schmales, wettergegerbtes Gesicht und die Augen einer Ziege: grau, kalt und starr. Er warf einen Blick auf Vaelin und fragte dann: »Weißt du, was Aas ist?«

»Nein, Sir.«

Meister Sollis trat bedrohlich näher. Vaelins Herz wollte immer noch nicht schneller schlagen. Die Erinnerung daran, wie der Lehrer mit dem hageren Gesicht seinen Rohrstock auf den am Boden liegenden Jungen hatte niedersausen lassen, hatte seine Furcht in eine brodelnde Wut verwandelt.

»Totes Fleisch, mein Junge«, sagte Meister Sollis. »Das Fleisch, das auf den Schlachtfeldern zurückbleibt und von den Krähen und Ratten gefressen wird. Das ist es, was dich erwartet. Totes Fleisch.«

Vaelin sagte nichts. Sollis' Ziegenaugen bohrten sich in ihn hinein, aber er wusste, dass sie keine Furcht sahen. Vaelin war wütend, Angst hatte er nicht.

Mit zehn anderen Jungen teilte er sich ein Zimmer im Obergeschoss des Nordturms. Sie waren alle ungefähr in seinem Alter. Einige weinten heimlich vor Heimweh, andere grinsten ständig vor Aufregung.

Später ließ sie Sollis im Zimmer in Reih und Glied antreten und schlug mit dem Rohrstock nach einem dicken Jungen, der sich zu langsam bewegte. »Schneller, du Fettsack.«

Er musterte jeden Einzelnen und trat bei einigen näher heran, um sie zu beschimpfen. »Name?«, fragte er einen großen blonden Jungen.

»Nortah Al Sendahl, Herr.«

»Es heißt Meister, nicht Herr, du Dummkopf.« Er ging weiter die Reihe entlang. »Name?«

»Barkus Jeshua, Meister«, erwiderte der dicke Junge, den er zuvor mit dem Rohrstock geschlagen hatte.

»Wie ich sehe, werden in Nilsael immer noch Brauereipferde gezüchtet.«

Und so ging es immer weiter, bis jeder sein Fett abbekommen hatte. Schließlich trat er zurück und hielt eine kurze Ansprache: »Eure Familien hatten ihre Gründe, warum sie euch hierhergebracht haben«, sagte Sollis. »Sie wollen euch in Helden verwandeln, damit ihr dem Familiennamen Ehre macht und sie sich in den Tavernen und Hurenhäusern eurer rühmen können. Vielleicht wollten sie sich aber auch nur ein unliebsames Balg vom Hals schaffen. Wie dem auch sei, vergesst sie! Wenn ihnen etwas an euch läge, wärt ihr nicht hier. Ihr gehört jetzt uns, dem Orden. Ihr werdet lernen zu kämpfen und bis an euer Lebensende die Feinde der Königslande und des Glaubens töten. Das ist alles, was zählt. Das ist alles, was für euch wichtig ist. Ihr habt keine Familie mehr, keine Träume und keine Ziele jenseits des Ordens.«

Er befahl ihnen, die groben Baumwollsäcke von ihren Betten zu nehmen und die zahllosen Stufen des Turms hinunterzulaufen, über den Innenhof zum Stall, wo sie sie unter Rohrstockschlägen mit Stroh füllten. Vaelin war sich sicher, dass ihn der Rohrstock öfter traf als die anderen, und er hatte den Eindruck, dass Sollis ihn absichtlich zum älteren und feuchteren Stroh hinscheuchte. Als die Säcke voll waren, wurden die Jungen den Turm wieder hinaufgeprügelt, wo sie sie auf die hölzernen Gestelle legten, die ihnen als Betten dienen würden. Danach wurden sie in die Gewölbe unter dem Burgfried gebracht. Sollis ließ sie wieder in einer Reihe antreten. Ihr Atem stand in der kühlen Luft vor ihren Gesichtern, und ihr Keuchen hallte laut von den Wänden wider. Die Gewölbe wirkten riesig. Gemauerte Gänge führten in alle Richtungen in die Dunkelheit. Vaelin spürte Furcht in sich aufsteigen, als er in die unergründlichen Schatten starrte, die wer weiß was für Bedrohungen bergen mochten.

»Augen nach vorn!« Sollis' Rohrstock hinterließ einen Striemen auf seinem Arm, und er musste ein schmerzvolles Schluchzen unterdrücken.

»Frischfleisch, Meister Sollis?«, erkundigte sich eine fröhliche Stimme. Aus der Dunkelheit war ein gewaltiger Mann aufgetaucht, in dessen Faust von der Größe eines Schinkens eine Öllampe flackerte. Vaelin hatte noch nie zuvor einen Menschen gesehen, der breiter als hoch zu

sein schien. Sein Leibesumfang war von einem wallenden Gewand verhüllt, das dunkelblau war wie die der anderen Lehrer, auf der Brust jedoch von einer einzelnen roten Rose geziert wurde. Meister Sollis' Gewand war dagegen vollkommen schmucklos.

»Eine neue Kehrschaufel Dung, Meister Grealin«, sagte Sollis mit einem Anflug von Schicksalsergebenheit zu dem großen Mann.

Auf Grealins fleischigem Gesicht erschien ein flüchtiges Lächeln. »Nun, welch Glück, dass die Jungen Euch als Lehrer haben.«

Einen Moment lang herrschte Stille, und Vaelin spürte die Spannung zwischen den beiden Männern. Ihm entging nicht, dass Sollis als Erster weitersprach. »Sie brauchen Ausrüstung.«

»Natürlich.« Grealin kam näher, um die Jungen in Augenschein zu nehmen. Für seine Körpergröße bewegte er sich erstaunlich leichtfüßig – beinahe schien er über die Steinplatten zu schweben. »Kleine Krieger müssen für die ihnen bevorstehenden Schlachten gerüstet sein.« Er lächelte immer noch, aber Vaelin fiel auf, dass das Lächeln seine Augen nicht erreichte. Wieder musste er an seinen Vater denken und daran, wie dieser auf den Messen der Pferdehändler Streitrosse begutachtet hatte. Er war um die Tiere herumgegangen und hatte Vaelin erklärt, woran man ein gutes Streitross erkennen konnte, was die Form der Muskeln darüber verriet, wie stark es im Nahkampf war. Die besten Pferde, hatte er gesagt, waren jene, denen nach dem Zureiten noch ein Quentchen Temperament verblieb. »Die Augen, Vaelin«, hatte er erklärt. »Ein gutes Pferd hat einen Funken Feuer in den Augen.«

War es das, wonach Meister Grealin jetzt suchte? Nach dem Feuer in ihren Augen? Etwas, woran zu erkennen wäre, wer von ihnen durchhalten würde und wie sie sich bei einem Angriff oder im Nahkampf schlagen würden?

Grealin blieb neben einem schmächtigen Jungen namens Caenis stehen, der bislang die schlimmsten Beleidigungen durch Sollis hatte erdulden müssen. Grealin betrachtete ihn aufmerksam, und der Junge verlagerte unter seinem prüfenden Blick unbehaglich das Gewicht. »Wie lautet dein Name, kleiner Krieger?«, fragte Grealin ihn.

Caenis musste schlucken, bevor er antworten konnte. »Caenis Al Nysa, Meister.«

»Al Nysa.« Grealin wirkte nachdenklich. »Eine Adelsfamilie mit be-

achtlichem Vermögen, wenn ich mich recht entsinne. Ländereien im Süden, durch Heirat mit Haus Hurnisch verbunden. Du bist hier weit von der Heimat.«

»Jawohl, Meister.«

»Nun, gräme dich nicht. Du hast im Orden eine neue Heimat gefunden.« Er klopfte Caenis auf die Schulter, was diesen zusammenzucken ließ. Nachdem Sollis ihn mit seinem Rohrstock traktiert hatte, fürchtete er jetzt die sanfteste Berührung. Grealin schritt die Reihe entlang, stellte den Jungen Fragen und sprach aufmunternde Worte, während Meister Sollis ungeduldig mit dem Rohrstock gegen seinen Stiefelschaft schlug. *Tack, tack, tack*, hallte es durch das Gewölbe.

»Ich glaube, deinen Namen kenne ich schon, kleiner Krieger.« Grealins gewaltiger Leib ragte vor Vaelin auf. »Al Sorna. Dein Vater und ich haben gemeinsam im Meldeneischen Krieg gekämpft. Ein großer Mann. Du siehst ihm sehr ähnlich.«

Vaelin sah die Falle und zögerte nicht. »Ich habe keine Familie, Meister. Nur den Orden.«

»Ah, der Orden ist eine Familie, kleiner Krieger.« Grealin kicherte, während er weiterging. »Und Meister Sollis und ich sind deine Onkel.« Darauf musste er noch lauter lachen. Vaelin sah zu Sollis hinüber, der Grealin nun mit unverhohlenem Hass anstarrte.

»Folgt mir, ihr furchtlosen kleinen Männer!«, rief Grealin, die Lampe über den Kopf erhoben, während er tiefer in das Gewölbe hineinschritt. »Bleibt schön beisammen. Die Ratten mögen keine Besucher, und manche von ihnen sind größer als ihr.« Er kicherte erneut. Neben Vaelin stieß Caenis ein Wimmern aus und blickte mit angsterfüllten Augen in die unergründliche Schwärze.

»Achte nicht auf ihn«, flüsterte Vaelin. »Hier unten gibt es keine Ratten. Es ist viel zu sauber. Die würden gar nichts zu fressen finden.« Er war sich nicht ganz sicher, ob das stimmte, aber es klang zumindest ermutigend.

»Mund halten, Sorna!« Sollis' Rohrstock pffte über ihm durch die Luft. »Los, Bewegung!«

Sie folgten Meister Grealins Lampe in die schwarze Leere des Gewölbes; Schritte und das Lachen des dicken Mannes hallten von den Wänden wider und wurden gelegentlich vom Klatschen von Sollis'

Rohrstock unterbrochen. Caenis' Blicke huschten ständig hin und her, zweifellos auf der Suche nach Riesenratten. Eine Ewigkeit schien vergangen zu sein, als sie schließlich bei einer massiven Eichenholztür ankamen. Grealin gebot ihnen zu warten, während er ein Schlüsselbund vom Gürtel nahm und die Tür aufschloss.

»Nun, ihr kleinen Männer«, sagte er und schwang die Tür auf. »Dann wollen wir euch mal für die bevorstehenden Schlachten rüsten.«

Hinter der Tür befand sich ein höhlenartiger Raum mit endlosen Reihen von Gestellen, in denen Schwerter, Speere, Bögen und Hunderte andere Waffen funkelten. An den Wänden stapelten sich Fässer und zahllose Säcke mit Mehl und Getreide. »Mein kleines Reich«, sagte Grealin. »Ich bin der Gewölbemeister und der Hüter der Waffenkammer. In diesem Lager gibt es nicht eine Bohne oder Pfeilspitze, die ich nicht abgezählt habe – und das zweimal. Wenn ihr irgendetwas braucht, wendet euch an mich. Und vor mir müsst ihr euch auch verantworten, wenn ihr etwas verloren habt.« Vaelin fiel auf, dass sein Lächeln verschwunden war.

Sie stellten sich in einer Reihe vor dem Lagerraum auf, während Grealin ihre Bündel holte, zehn graue Musselinsäcke, in die verschiedene Gegenstände gepackt waren. »Dies sind die Gaben des Ordens an euch, kleine Männer«, erklärte Grealin mit fröhlicher Stimme und ging die Reihe entlang, um vor jedem Jungen ein Säckchen abzulegen. »In euren Bündeln werdet ihr Folgendes finden: ein Holzschwert nach asraelischer Machart, ein Jagdmesser, zwölf Zoll lang, ein Paar Stiefel, ein Paar Hosen, zwei Baumwollhemden, einen Mantel, eine Gewandklammer, eine Geldbörse, leer natürlich, und eines von diesen hier ...« Meister Grealin hielt etwas Funkelndes an einer Kette ins Lampenlicht hoch. Es war ein Medaillon, ein silberner Kreis, in den die Figur eingeprägt war, die Vaelin auf dem Tor des Ordenshauses gesehen hatte: der Krieger mit dem Totenschädel. »Dies ist das Siegel unseres Ordens«, fuhr Meister Grealin fort. »Es zeigt Saltroth Al Jenrial, den ersten Aspekten des Ordens. Ihr sollt es stets tragen, beim Schlafen, beim Waschen, immer. Meister Sollis hat sicherlich eine Menge Strafen in petto, sollte einer von euch einmal vergessen, es anzulegen.«

Sollis schwieg – der Rohrstock, der gegen seinen Stiefel schlug, war beredt genug.

»Darüber hinaus möchte ich euch noch ein paar Ratschläge geben«, sagte Meister Grealin. »Das Leben im Orden ist hart und oft kurz. Viele von euch wird man noch vor der Abschlussprüfung hinauswerfen, vielleicht sogar euch alle. Und diejenigen, die sich das Recht erwerben, bei uns zu bleiben, werden an fernen Grenzen patrouillieren und endlose Kämpfe gegen Wilde, Banditen oder Ketzer ausfechten und womöglich im Kampf sterben, wenn sie Glück haben, oder, wenn sie Pech haben, dabei verstümmelt werden. Die wenigen, die nach fünfzehn Jahren Dienst immer noch am Leben sind, wird man zu Kommandanten ernennen oder sie werden hierher zurückkehren, um ihre Nachfolger zu unterrichten. Dies ist das Leben, das eure Familien euch zuge-dacht haben. Es ist eine Ehre, auch wenn es euch nicht so vorkommen mag. Lernt es zu schätzen, hört auf eure Meister, auf das, was sie euch beibringen wollen, und bleibt stark im Glauben. Merkt euch, was ich gesagt habe, und ihr werdet euch im Orden gut zurechtfinden.« Er lächelte erneut und breitete die feisten Hände aus. »Das ist alles, was ich euch mitgeben kann, kleine Krieger. Und jetzt lauft! Zweifellos werde ich euch alle schon bald wiedersehen, wenn ihr die wertvollen Sachen, die ihr bekommt, verloren habt.« Er kicherte und verschwand im Lagerraum. Der Widerhall seines Gelächters folgte ihnen durch das Gewölbe, während sie von Sollis' Rohrstock hinausgetrieben wurden.



Der Pfosten war sechs Fuß hoch; oben rot angestrichen, in der Mitte blau und unten grün. Etwa zwanzig davon waren überall auf dem Übungsplatz verteilt – stumme Zeugen ihrer Qual. Sollis befahl ihnen, sich vor einen der Pfosten zu stellen und mit den Holzschwertern nach der Farbe zu schlagen, die er ihnen gerade zurief.

»Grün! Rot! Grün! Blau! Rot! Blau! Rot! Grün! Grün ...«

Schon nach kurzer Zeit begann Vaelins Arm zu schmerzen, aber er schwang das Holzschwert dennoch weiter, so fest er konnte. Barkus, der nach ein paar Schlägen kurz den Arm gesenkt hatte, hatte sich eine Tracht Prügel mit dem Rohrstock eingefangen, die ihm sein übliches Lächeln vom Gesicht gewischt und einen blutigen Striemen auf seiner Stirn hinterlassen hatte.

»Rot! Rot! Blau! Grün! Rot! Blau! Blau ...«

Vaelin stellte fest, dass er – wenn er sich nicht den Arm verstauchen wollte – das Schwert im letzten Moment anwinkeln musste, damit die Klinge über den Pfosten glitt, anstatt dagegen zu schlagen. Sollis trat hinter ihn, und Vaelins Rücken juckte in Erwartung der Schläge. Aber Sollis sah nur einen Moment lang zu und ging dann mit einem zufriedenen Knurren weiter zu Nortah, den er dafür bestrafte, dass er statt des roten den blauen Streifen getroffen hatte. »Mach die Augen auf, du Geck!« Nortah bekam einen Hieb in den Nacken ab und blinzelte die Tränen fort, während er weiter auf den Pfosten einschlug.

Stundenlang ließ Sollis sie so üben; das Pfeifen seines Rohrstocks bildete die Begleitmusik zu dem dumpfen Knallen ihrer Schwerter. Nach einer Weile wurden sie angewiesen, die Hand zu wechseln. »Ein Bruder des Ordens kann mit beiden Händen gleich gut kämpfen«, sagte Sollis. »Einen Arm zu verlieren, ist keine Entschuldigung für Feigheit.«

Nach einer weiteren endlosen Stunde befahl er ihnen schließlich aufzuhören, ließ sie in einer Reihe antreten und tauschte den Rohrstock gegen ein Holzschwert ein. Wie die ihren war auch seines asraelischer Machart: eine gerade Klinge mit einem etwas mehr als handbreiten Heft, um das sich ein dünner Metalldorn wand, der die Finger des Kämpfers schützen sollte. Vaelin kannte sich mit Schwertern aus. Sein Vater hatte einige im Esszimmer über dem Kamin hängen, die den Jungen stets verlockt hatten, auch wenn er es nie gewagt hatte, sie anzufassen. Natürlich waren sie größer gewesen als diese Holzspielzeuge. Ihre Klängen maßen drei Ellen oder mehr in der Länge und wirkten ziemlich abgenutzt. Sie wurden regelmäßig geschärft, und ihnen war anzusehen, wo der Schleifstein des Schmieds die Kerben und Dellen entfernt hatte, die sie auf dem Schlachtfeld davongetragen hatten. Eines der Schwerter hatte ihn besonders fasziniert. Es hing weit oben, außerhalb seiner Reichweite, und seine Spitze zeigte direkt auf Vaelins Nase. Es hatte eine einfache Form und war wenig kunstvoll geschmiedet – doch im Gegensatz zu den anderen Klängen war diese nicht abgeschliffen worden. Sie war gut geschärft, aber der Stahl war von zahlreichen Kratzern, Kerben und Dellen verunziert. Vaelin wagte nicht, seinen Vater danach zu fragen, und wandte sich deshalb an seine Mutter, allerdings kaum weniger zaghaft, weil er wusste, dass sie die Schwerter seines

Vaters hasste. Er fand sie im Salon, wo sie, wie so oft, in ein Buch vertieft war. Es war in der Anfangszeit ihrer Krankheit, und ihr Gesicht wirkte so verhärtet, dass Vaelin sie ganz erschrocken anstarrte. Sie lächelte, als er hereingeschlichen kam, und klopfte auf den Stuhl neben sich. Sie zeigte ihm gern ihre Bücher, und er schaute sich die Bilder an, während sie ihm Geschichten über den Glauben und die Königslande erzählte. Geduldig lauschte er der Legende von Kerlis dem Ketzer, der zum wahren Tod verdammt war, weil er sich geweigert hatte, den Ratsschlag der Ahnen anzunehmen. Und als seine Mutter kurz verstummte, fragte er rasch: »Mutter, warum lässt Vater sein Schwert nicht abschleifen?«

Sie hielt inne, ohne ihn anzusehen. Das Schweigen zog sich in die Länge, und er glaubte schon, sie würde sich ein Beispiel an seinem Vater nehmen und seine Frage einfach übergehen. Gerade wollte er sich entschuldigen und darum bitten, hinausgehen zu dürfen, als seine Mutter antwortete: »Das ist das Schwert, das dein Vater bei seinem Eintritt in die Armee des Königs erhalten hat. In der Gründungszeit der Königslande hat er jahrelang damit gekämpft, und als der Krieg vorbei war, wurde er zum Schwert des Königs ernannt, weshalb du den Namen Al Sorna trägst. Die Kerben auf der Klinge erzählen die Geschichte, wie dein Vater zu dem wurde, was er heute ist. Deshalb lässt er sie nicht abschleifen.«

»Aufwachen, Sorna!« Sollis' Bellen holte ihn mit einem Ruck in die Wirklichkeit zurück.

»Du fängst an, Rattengesicht«, sagte der Meister zu Caenis und bedeutete dem schwächlichen Jungen, sich ein paar Schritte vor ihm hinzustellen. »Ich greife an, du wehrst ab. Das machen wir so lange, bis einer von euch es schafft, meinen Angriff zu parieren.«

Seine nächste Bewegung war so schnell, dass Vaelin ihr mit den Augen nicht folgen konnte. Sollis' Schwert zuckte vor und traf Caenis an der Brust, bevor dieser auch nur seine Klinge heben konnte. Der Junge stürzte zu Boden.

»Erbärmlich, Nysa«, sagte Sollis schroff. »Der Nächste. Wie war doch gleich dein Name? Dentos.«

Dentos besaß ein spitzes Kinn, dünne Haare und lange, ungelenke Gliedmaßen. Er sprach mit einem starken westrenfaelischen Akzent,

den Sollis nicht ausstehen konnte. »Du kämpfst genauso miserabel, wie du sprichst«, kommentierte der Meister, nachdem die Eschenholz Klinge seines Schwertes Dentos in die Rippen getroffen und ihn nach Luft japsend zu Boden geschickt hatte. »Jeshua, du bist dran.«

Barkus gelang es, dem ersten blitzschnellen Angriff auszuweichen, aber seine Riposte verfehlte das Schwert des Meisters, und er ging unter einem Schlag zu Boden, der ihm die Beine unter dem Körper wegriß.

Die nächsten beiden Jungen wurden ebenso rasch gefällt, und Nortah erging es nicht anders, obwohl es ihm fast gelungen wäre, dem Angriff des Meisters seitlich auszuweichen, was diesen jedoch nicht weiter beeindruckte. »Da musst du dir schon was Besseres einfallen lassen.« Sollis wandte sich Vaelin zu. »Dann wollen wir es mal hinter uns bringen, Sorna.«

Vaelin nahm vor Sollis Aufstellung und wartete. Der kalte Blick des Meisters begegnete dem seinen, seine blassen Augen fixierten ihn ... Vaelin reagierte einfach, ohne nachzudenken. Er machte einen Schritt zur Seite, hob sein Schwert und ließ Sollis' Klinge mit einem lauten Krachen abprallen.

Er trat zurück und hob das Schwert, bereit für den nächsten Schlag. Dabei gab er sich Mühe, nicht auf das staunende Schweigen der anderen zu achten und sich stattdessen auf Sollis' nächsten Angriff zu konzentrieren. Der würde sicher von der Wut der Demütigung angeheizt sein. Doch es erfolgte kein Angriff. Meister Sollis packte lediglich sein Holzschwert ein und befahl ihnen, ihre Sachen zusammenzusammeln und ihm zum Speisesaal zu folgen. Vaelin beobachtete Sollis genau, während sie über den Übungsplatz zum Innenhof gingen, und suchte nach Anzeichen dafür, dass der Rohrstock des Meisters gleich auf ihn niedersausen würde, aber Sollis' mürrische Miene blieb unverändert. Vaelin konnte sich nicht vorstellen, dass der Meister die Beleidigung einfach so hinnehmen würde, und beschloss, weiter auf der Hut zu sein, damit ihn die unvermeidliche Strafe nicht unvorbereitet träfe.



Beim Essen erwartete sie eine Überraschung. Der Saal war bereits vom Stimmengewirr zahlloser Jungen erfüllt, die miteinander schwatzten

und scherzten. Die Sitzordnung folgte dem Alter – die Jüngsten saßen in der Nähe der Türen, wo es am stärksten zog, und die Ältesten am anderen Ende der Tafel, in der Nähe des Lehrertisches. Insgesamt schien es etwa dreißig Lehrer zu geben, die meisten von ihnen waren schweigsam und maßen ihre Umgebung mit strengen Blicken. Viele waren von Narben entstellt; einige wiesen dunkle Brandmale auf. Einem der Männer, der an der Stirnseite des Tisches saß und schweigend einen Teller Brot mit Käse verzehrte, schien die gesamte Kopfhaut weggebrannt zu sein. Nur Meister Grealin wirkte fröhlich und lachte laut, einen Hühnerschenkel in der fleischigen Faust. Die anderen Lehrer schenkten ihm entweder keine Beachtung oder nahmen seine Witze lediglich mit einem höflichen Nicken zur Kenntnis.

Meister Sollis führte sie zu dem Tisch, der der Tür am nächsten war, und gebot ihnen, sich zu setzen. Am Tisch saßen bereits einige andere Jungen, die ungefähr in ihrem Alter waren. Sie waren einige Wochen früher im Ordenshaus eingetroffen und wurden von anderen Lehrern unterrichtet. Vaelin bemerkte die spöttischen und herablassenden Blicke, die manche ihnen zuwarfen, und sie gefielen ihm gar nicht.

»Ihr dürft euch frei unterhalten«, sagte Sollis. »Aber werft nicht mit dem Essen herum. Ihr habt eine Stunde Zeit.« Er beugte sich vor und raunte Vaelin zu: »Wenn du dich prügelst, brich niemandem die Knochen.« Damit ging er zum Lehrertisch hinüber.

Auf der Tafel der Jungen standen zahllose Teller mit gebratenem Huhn, Pasteten, Obst, Brot, Käse und sogar Kuchen – ein wahrer Festschmaus, der in starkem Widerspruch zu der nüchternen Strenge lag, die Vaelin bislang im Ordenshaus erfahren hatte. In seinem Leben hatte er bis dahin nur einmal ein solch üppiges Mahl gesehen, und zwar im Palast des Königs, und damals hatte er nicht viel davon genießen dürfen. Einen Moment lang saßen die Jungen schweigend da, teils aus Ehrfurcht vor der großen Fülle, teils aus Unbehagen, weil sie einander schließlich kaum kannten.

»Wie hast du das geschafft?«

Vaelin blickte auf und sah, dass die Frage von Barkus kam, dem kräftigen Burschen aus Nilsael. »Was meinst du?«

»Wie hast du seinen Angriff pariert?«

Die anderen Jungen betrachteten ihn interessiert. Nortah tupfte

sich mit einer Serviette die blutige Lippe ab, die Sollis ihm beigebracht hatte. Vaelin konnte nicht feststellen, ob die Jungen neidisch oder verärgert waren. »Seine Augen«, sagte er, während er nach einem Krug griff und sich ein wenig Wasser in den einfachen Zinnbecher goss, der neben seinem Teller stand.

»Was ist mit seinen Augen?«, fragte Dentos. Er hatte sich ein Brötchen genommen und stopfte sich nun Stücke davon in den Mund. Beim Sprechen spuckte er Krümel. »Willst du etwa sagen, der Meister hätte die dunkle Gabe benutzt?«

Nortah lachte, und ebenso Barkus, aber die anderen Jungen schauderte es offenbar bei der Vorstellung. Caenis war der Einzige, der gar nicht an dem Gespräch teilnahm und sich stattdessen einer bescheidenen Portion Hühnchen und Kartoffeln widmete.

Vaelin rutschte auf seinem Stuhl hin und her. Er mochte es nicht, im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stehen. »Er fixiert einen mit seinem Blick«, erklärte er. »Wenn er einem in die Augen schaut, ist man wie gebannt. Dann greift er einen an, und man kann nicht schnell genug reagieren. Schaut ihm nicht in die Augen, sondern auf seine Füße oder sein Schwert.«

Barkus biss in einen Apfel und knurrte. »Er hat recht, wisst ihr. Ich hatte auch das Gefühl, dass er mich hypnotisieren will.«

»Was heißt ›hypnotisieren‹?«, fragte Dentos.

»Das sieht aus wie Magie, ist aber nur ein einfacher Trick«, erwiderte Barkus. »Auf dem letzten Sommerjahrmarkt war ein Mann, der den Leuten eingegeben hat, sie seien Schweine. Sie haben gegrunzt, im Boden gewühlt und sich im Dreck gewälzt.«

»Wie hat er das gemacht?«

»Ich weiß nicht. Mit irgendeinem Trick. Er hat eine Kugel vor ihren Augen geschwenkt und leise mit ihnen geredet. Und danach haben sie jeden seiner Befehle befolgt.«

»Denkst du, Meister Sollis ist zu so etwas in der Lage?«, fragte Jennis, den Sollis einen Esel geschimpft hatte.

»Bei den Ahnen, wer weiß das schon? Ich habe gehört, dass viele Ordensmeister über die dunkle Gabe verfügen, besonders die des sechsten.« Barkus betrachtete genüsslich einen Hähnchenschenkel, bevor er hineinbiss. »Und offenbar verstehen sie sich auch aufs Kochen.

Sie lassen uns auf Stroh schlafen und prügeln uns den lieben langen Tag, aber zumindest bekommen wir was Anständiges zu essen.«

»Ja«, stimmte Dentos zu. »Genau wie der Hund von meinem Onkel Sim.«

Es herrschte verblüfftes Schweigen. »Der Hund von deinem Onkel Sim?«, hakte Nortah nach.

Dentos nickte und kaute munter an einem Stück Pastete. »Brutus. Der beste Kampfhund der Westlande. Hat zehn Siege eingeheimst, bevor ihm im letzten Winter ein Gegner die Kehle rausgerissen hat. Onkel Sim hat diesen Hund geliebt. Er hatte vier Kinder von drei verschiedenen Frauen, aber der Hund war sein Ein und Alles. Er wurde gefüttert, noch bevor die Kinder zu essen bekamen. Und immer nur vom Allerfeinsten. Die Kinder mussten sich mit Haferschleim zufriedengeben, während der Hund Rindersteaks gefressen hat.« Er kicherte trocken. »Der alte Fiesling.«

Nortah wirkte immer noch verwirrt. »Was spielt es für eine Rolle, womit irgendein renfaelischer Bauer seinen Hund füttert?«

»Es geht darum, dass er dann besser kämpft«, sagte Vaelin. »Um starke Muskeln aufzubauen, braucht es gutes Futter. Deshalb werden Schlachtrösser mit dem besten Getreide und Hafer gefüttert, statt nur auf der Weide zu grasen.« Er nickte in Richtung des Essens auf der Tafel. »Je besser sie uns ernähren, desto besser können wir kämpfen.« Er blickte Nortah in die Augen. »Und ich glaube nicht, dass du ihn einen Bauern schimpfen solltest. Wir sind hier alle Bauern.«

Nortah erwiderte ungerührt seinen Blick. »Und du bist nicht unser Anführer, Al Sorna. Nur weil du der Sohn des Kriegsherrn bist ...«

»Ich bin niemandes Sohn und du genauso wenig.« Vaelin nahm sich ein Brötchen; ihm knurrte der Magen. »Nicht mehr.«

Darauf herrschte Schweigen, und alle beugten sich über ihre Teller. Etwas später kam es an einem der anderen Tische zu einer Auseinandersetzung – Fäuste wurden geschwungen, und Teller und Essen flogen umher. Einige Jungen stürzten sich mit in den Kampf, andere standen daneben und feuerten die Kämpfenden an, die meisten jedoch blieben an ihren Tischen sitzen, ohne auch nur aufzublicken. Der Faustkampf tobte eine Weile, bis einer der Lehrer – der große Mann mit der verbrannten Kopfhaut – herkam, um die Streithähne voneinander zu tren-

nen. Er schwang seinen mächtigen Stock mit grimmiger Entschlossenheit. Die Jungen, die an dem Kampf beteiligt gewesen waren, wurden auf Verletzungen untersucht; das Blut wurde ihnen von Nasen und Lippen gewischt, und schließlich wurden sie wieder an ihren Tisch zurückgeschickt. Einer der Jungen war bewusstlos, und zwei andere sollten ihn in die Krankenstube bringen. Nach einer Weile gingen die Gespräche im Saal weiter, als wäre nichts geschehen.

»Wie viele Schlachten wir wohl schlagen werden?«, fragte Barkus.

»Eine ganze Menge«, erwiderte Dentos. »Du hast ja gehört, was der dicke Meister gesagt hat.«

»Es heißt, in den Königslanden gibt es keine Kriege mehr«, sagte Caenis. Er sprach zum ersten Mal, und seine Stimme klang zögernd. »Vielleicht müssen wir gar keine Schlachten schlagen.«

»Irgendeinen Krieg gibt es immer«, wandte Vaelin ein. Das hatte seine Mutter einmal gesagt – oder vielmehr hatte sie es seinem Vater im Streit an den Kopf geworfen. Als dieser zum letzten Mal fortgegangen war, bevor Vaelins Mutter krank geworden war. Früh am Morgen war der Bote des Königs mit einem versiegelten Brief eingetroffen. Sein Vater hatte ihn gelesen und begonnen, seine Waffen zusammenzupacken. Dem Stallburschen trug er auf, sein bestes Streitross zu satteln. Vaelins Mutter hatte geweint, und sie waren in den Salon gegangen, wo Vaelin sie nicht hören konnte. Die Worte seines Vaters konnte er nicht verstehen, denn dieser sprach leise und besänftigend. Seine Mutter zeigte dagegen weniger Zurückhaltung. »Komm ja nicht mehr in mein Bett, wenn du zurückkehrst!«, schrie sie. »Dein Blutgestank widert mich an.«

Sein Vater sagte noch etwas in seinem beruhigenden Tonfall.

»Das hast du beim letzten Mal auch behauptet. Und davor«, erwiderte seine Mutter. »Und du wirst es wieder sagen. Irgendeinen Krieg gibt es immer.«

Nach einer Weile fing sie erneut an zu weinen, und es herrschte Stille im Haus, bis Vaelins Vater schließlich herauskam, dem Jungen kurz über den Kopf strich und zu seinem wartenden Ross ging. Als er vier Monate später zurückgekehrt war, schliefen Vaelins Eltern in getrennten Zimmern.

Nach dem Essen wurde eine Andacht abgehalten. Die Teller wurden

abgeräumt, und sie saßen schweigend da, während der Aspekt mit lauter, klarer Stimme, die den gesamten Saal erfüllte, die Glaubensgrundsätze deklamierte. Trotz seiner düsteren Stimmung fand Vaelin die Worte des Aspekten seltsam tröstlich – sie erinnerten ihn an seine Mutter und die Stärke ihres Glaubens, den sie trotz ihrer langen Krankheit nie verloren hatte. Er fragte sich kurz, ob sein Vater ihn wohl hierhergeschickt hätte, wenn sie noch am Leben gewesen wäre, und wusste mit absoluter Gewissheit, dass sie es niemals zugelassen hätte.

Nachdem der Aspekt seinen Vortrag beendet hatte, gewährte er ihnen einen Moment der inneren Einkehr, damit sie sich bei ihren Ahnen bedanken konnten. Mit Tränen in den Augen sandte Vaelin seiner Mutter in Gedanken seine Liebe und bat sie um Beistand bei den Bewährungsproben, die vor ihm lagen.



Das erste Gesetz des Ordens schien zu sein, dass die Jüngsten die unangenehmsten Pflichten erfüllen mussten. Entsprechend trieb Sollis sie nach der Andacht zu den Ställen, wo sie mehrere Stunden damit zubrachten, die Pferdeboxen auszumisten. Den Dung karrten sie danach zu den Misthaufen in Meister Smentils Gärten. Smentil war ein großgewachsener Mann, der offenbar nicht sprechen konnte und sie mit hektischen Gesten seiner mit Erde beschmierten Hände und merkwürdig kehligen Lauten, an deren Tonhöhe zu erkennen war, ob sie etwas falsch oder richtig gemacht hatten, hin und her schickte. Seine Unterhaltung mit Sollis sah anders aus und wurde mit Hilfe komplizierter Handbewegungen geführt, die der Meister ohne Schwierigkeiten zu verstehen schien. Die Gärten waren groß und umfassten mindestens zwei Morgen Land außerhalb der Mauern des Ordenshauses. In langen, ordentlichen Reihen wuchsen dort Kohlköpfe, Rüben und anderes Gemüse. Auch einen kleinen Obstgarten gab es, der von einer Steinmauer umgeben war. Da der Winter sich dem Ende zuneigte, war der Meister damit beschäftigt, die Obstbäume zu schneiden, und eine ihrer Aufgaben bestand darin, die abgesägten Äste, die verbrannt werden sollten, wegzuschaffen.

Während sie die Körbe mit Feuerholz zum Burgfried zurücktrugen,

wagte Vaelin, Meister Sollis eine Frage zu stellen. »Warum kann Meister Smentil nicht sprechen?«

Er machte sich schon auf ein paar Schläge mit dem Rohrstock gefasst, aber Sollis begnügte sich mit einem tadelnden Blick. Eine Weile stapften sie schweigend weiter, bis Sollis schließlich murmelte: »Die Lonaker haben ihm die Zunge herausgeschnitten.«

Vaelin erschauerte unwillkürlich. Von den Lonakern hatte er schon gehört, so wie sie alle. Mindestens ein Schwert aus der Sammlung seines Vaters war bei einem Feldzug gegen die Lonaker zum Einsatz gekommen. Sie waren ein wildes Bergvolk hoch im Norden, das die Bauernhöfe und Dörfer Renfaels überfiel und mit großer Begeisterung raubte, vergewaltigte und mordete. Von manchen wurden sie auch Wolfsmenschen genannt, weil sie angeblich ein Fell und Reißzähne besaßen und das Fleisch ihrer Gegner aßen.

»Wie kommt es, dass er noch am Leben ist, Meister?«, erkundigte sich Dentos. »Mein Onkel Tam hat gegen die Lonaker gekämpft. Er hat gesagt, dass sie alle Gefangenen umbringen.«

Der Blick, den Sollis Dentos zuwarf, war deutlich schärfer als der, mit dem er Vaelin gemustert hatte. »Er ist entkommen. Er ist ein mutiger und schlauer Mann, der seinem Orden Ehre macht. Aber jetzt genug geredet.« Er schlug Nortah mit dem Rohrstock gegen die Beine. »Schneller, Sendahl.«

Nachdem sie ihre Pflichten erfüllt hatten, ging es mit Schwertübungen weiter. Dieses Mal führte Sollis ihnen eine Reihe von Bewegungsabläufen vor, die sie nachahmen sollten. Wenn einer von ihnen einen Fehler machte, musste er eine Runde in vollem Tempo um den Übungsplatz laufen. Anfangs schienen sie ständig etwas falsch zu machen und mussten viel rennen, aber nach einer Weile lernten sie offenbar dazu.

Als der Himmel langsam dunkelte, erklärte Sollis die Übungen für beendet, und sie kehrten zum Abendessen in den Speisesaal zurück, das aus Brot und Milch bestand. Es wurde wenig geredet; sie waren alle zu müde. Barkus riss ein paar Witze, und Dentos erzählte eine Geschichte über einen weiteren seiner Onkel, aber kaum jemand hörte zu. Nach dem Essen scheuchte Sollis sie die Treppen zu ihrem Schlafsaal hinauf und ließ sie erschöpft und schwer atmend in einer Reihe antreten.

»Euer erster Tag im Orden liegt hinter euch«, sagte Sollis. »Nach dem Gesetz des Ordens dürft ihr morgen früh das Ordenshaus verlassen, wenn dies euer Wunsch ist. Von jetzt an wird es nur noch schwerer werden, also überlegt es euch gut.«

Er ließ sie keuchend im Kerzenlicht zurück, ihre Gedanken auf den nächsten Morgen gerichtet.

»Denkt ihr, dass es zum Frühstück Eier geben wird?«, grübelte Dentos.

Später wälzte Vaelin sich in seinem Strohbett hin und her – trotz seiner Erschöpfung konnte er nicht einschlafen. Barkus schnarchte, aber das war es nicht, was ihn wachhielt. Er konnte noch immer nicht fassen, wie sehr sich sein Leben innerhalb nur eines Tages verändert hatte. Sein Vater hatte ihn weggegeben und ihn an diesen Ort gebracht, wo er geschlagen wurde und das Töten lernte. Offenbar hasste sein Vater ihn, weil er ihn an seine Frau erinnerte, die gestorben war, und er wollte ihn deshalb nicht mehr unter den Augen haben. Nun, auch Vaelin konnte hassen; Hass war leicht, er würde ihm Kraft geben, wenn die Liebe seiner Mutter nicht ausreichte. *Loyalität ist unsere Stärke. Er schnaubte verächtlich. Soll die Loyalität deine Stärke sein, Vater. Mein Hass auf dich wird die meine sein.*

In der Dunkelheit weinte jemand. War es Nortah? Oder Dentos? Caenis? Das war schwer zu sagen. Die Schluchzer bildeten eine traurige Begleitmusik zu Barkus' lautem Schnarchen. Am liebsten hätte Vaelin auch geweint und sich dem Selbstmitleid überlassen, aber es kamen keine Tränen. Ruhelos lag er da, und sein Herz pochte laut vor Hass und Wut. Die Angst ließ es nur noch schneller schlagen; Schweiß sammelte sich auf seiner Stirn und Brust. Es war schrecklich, unerträglich! Er musste hier weg, weg von diesem Ort ...

»Vaelin.«

Eine Stimme in der Finsternis, klar und deutlich. Sein Herzschlag verlangsamte sich sofort, während er sich aufsetzte und mit Blicken den dunklen Raum absuchte. Er fürchtete sich nicht, denn er kannte die Stimme. Es war die Stimme seiner Mutter. Ihr Geist war zu ihm gekommen, um ihm Trost zu spenden und ihn zu retten.

Mehr sagte sie jedoch nicht; so sehr er seine Ohren auch anstrengte, er konnte keinen Laut mehr vernehmen. Aber er wusste, dass er sie gehört hatte. Sie war gekommen.

Er legte sich wieder auf die harte Matratze, und schließlich übermannte ihn die Müdigkeit. Das Schluchzen hatte aufgehört, und auch Barkus' Schnarchen schien leiser geworden zu sein. Er sank in einen tiefen, traumlosen Schlaf.



## ZWEITES KAPITEL

Vaelin war etwa ein Jahr beim Orden, als er zum ersten Mal einen Menschen tötete. Ein Jahr der unbarmherzigen Lektionen, von unbarmherzigen Lehrern vermittelt; ein Jahr der Strafen und ewig gleichen Tagesabläufe. Sie wachten in der fünften Stunde auf und begannen mit Schwertübungen. Stundenlang schlugen sie mit ihren Holzschwertern auf die Pfosten des Übungsplatzes ein, versuchten Meister Sollis' Angriffe abzuwehren und die zunehmend schwierigeren Bewegungsabläufe nachzuahmen, die er ihnen beibrachte. Vaelin parierte auch weiterhin Sollis' Angriffe am geschicktesten, aber der Meister fand trotzdem immer wieder Mittel und Wege, seine Deckung zu durchbrechen und ihn von Schmerzen geplagt und entmutigt zu Boden zu schicken. Die Lektion, sich nicht von Sollis' Blick bannen zu lassen, hatte er gelernt, aber der Meister kannte noch viele andere Tricks.

Der Feldrian war ganz dem Schwertkampf gewidmet, aber Ildrian war der Tag des Bogens. Dann ließ Meister Checkrin, ein muskulöser Nilsaeler mit leiser Stimme, sie Zielübungen mit ihren kleinen Langbögen machen. »Rhythmus, Jungs. Auf den Rhythmus kommt es an«, erklärte er ihnen. »Einlegen, ausziehen, schießen ... Einlegen, ausziehen, schießen ...«

Vaelin fand es schwierig, den Bogen zu meistern. Die Waffe war nicht einfach zu ziehen, und das Zielen fiel ihm schwer. Seine Fingerspitzen wurden von der Bogensehne wund, und seine Arme schmerzten vom Wachsen der Muskeln. Häufig trafen seine Pfeile nur den Rand der Zielscheibe oder verfehlten sie gänzlich. Ihm graute schon vor dem Tag, an dem er die Bogenprüfung würde ablegen müssen – aus zwanzig Schritt Entfernung vier Pfeile in die Mitte der Zielscheibe schießen, und zwar in der Zeit, die ein fallendes Tuch brauchte, um zu Boden zu flattern. Das schien ihm gänzlich unmöglich.

Dentos erwies sich rasch als der beste Schütze unter ihnen. Seine Pfeile verfehlten nur selten die Mitte der Zielscheibe. »Du hast wohl schon Erfahrung, was, Junge?«, fragte Meister Checkrin ihn.

»Ja, Meister. Mein Onkel Drelt hat es mir beigebracht. Er hat unter den Rehen des Erzfürsten gewildert, bis man ihm die Finger abgeschnitten hat.«

Zu Vaelins Verdruss war Nortah der Zweitbeste von ihnen. Seine Pfeile fanden mit schöner Regelmäßigkeit ihr Ziel. Die Spannungen zwischen ihnen hatten sich seit dem ersten gemeinsamen Essen nur noch verstärkt, angeheizt durch die Überheblichkeit des blonden Jungen. Er machte sich über die Schwächen der anderen lustig – meist hinter ihrem Rücken – und sprach als Einziger ständig von seiner Familie. Er redete von den Ländereien und den vielen Anwesen, die sie besaß, und prahlte damit, wie oft er mit seinem Vater – angeblich dem ersten Minister des Königs – reiten und jagen gewesen war. Sein Vater hatte ihm auch das Bogenschießen beigebracht, mit einem Eibenholzbogen, wie ihn die Cumbraeler benutzten. Nortah hielt den Eibenholzbogen ihren Übungsbögen aus Horn und Eschenholz für weit überlegen – sein Vater schwor auf ihn. Nortahs Vater schien ein Mann mit vielen Überzeugungen zu sein.

Oprian war der Tag des Stabs, der von Meister Haunlin unterrichtet wurde – der Mann mit den schlimmen Verbrennungen, den Vaelin bei ihrem ersten Essen im Speisesaal gesehen hatte. Zunächst kämpften sie mit etwa vier Fuß langen Holzstäben, die später durch die fünf Fuß langen Streitäxte ersetzt werden würden, die vom Orden in Schlachten verwendet wurden. Haunlin war ein fröhlicher Mann, der oft lächelte und gerne sang. Während der Übungen stimmte er meist ein Lied an –

Soldatenlieder oder auch Liebesballaden. Und er sang mit einer seltsam klaren Stimme, die Vaelin an den Hofsänger im Palast des Königs erinnerte.

Mit dem Stab kam Vaelin sehr gut zurecht; ihm gefiel es, wie dieser sich in seine Hände schmiegte und beim Schwingen durch die Luft pfiiff. Manchmal mochte er ihn sogar lieber als das Schwert, weil er einfacher zu handhaben und irgendwie massiver war. Seine Begeisterung für den Stab verstärkte sich noch, als deutlich wurde, dass Nortah damit überhaupt nicht umgehen konnte. Ihm wurde der Stab immerzu von seinem Gegner aus der Hand geschlagen, und er lutschte ständig an seinen tauben Fingern.

Kigrian war der Tag, der ihnen allen bald am meisten zuwider war, weil sie dann in den Ställen im Einsatz waren, stundenlang Dung schaufelten, eisenbeschlagenen Hufen und scharfen Zähnen auswichen und die unzähligen Sättel und Zaumzeuge reinigten, die an den Wänden hingen. Über die Ställe wachte Meister Rensial, dessen Vorliebe für den Rohrstock selbst Meister Sollis noch in den Schatten stellte. »Du sollst das sauber machen, nicht damit herumspielen, Schwachkopf!«, schrie er Caenis an, und sein Rohrstock brannte rote Striemen in den Nacken des Jungen, der damit beschäftigt war, einen Steigbügel zu polieren. So grob Rensial die Jungen behandelte, so sanft war er zu den Pferden, sprach mit ihnen in leisem Flüsterton und strich ihnen liebevoll über das Fell. Dennoch brachte Vaelin es nicht über sich, ihn zu hassen, denn er hatte die Leere in seinen Augen gesehen. Meister Rensial mochte Pferde lieber als Menschen; seine Hände zuckten ständig, und er hielt häufig mitten in einer Schimpftirade inne und ging leise murmelnd davon. Sein Blick sagte alles: Meister Rensial war verrückt.

Die meisten Jungen mochten den Retrian am liebsten, denn an diesem Tag führte Meister Hutral sie in die Gesetze der Wildnis ein. Sie unternahmen lange Märsche durch die Wälder und über Hügel und lernten, welche Pflanzen man gefahrlos essen und welche man als Pfeilgift benutzen konnte. Sie erfuhren, wie man ohne Zündstein ein Feuer anfachte und wie man Kaninchen und Hasen fing. Stundenlang lagen sie im Gestrüpp und versteckten sich vor Hutral, der sie für gewöhnlich innerhalb kürzester Zeit fand. Vaelin wurde oft als Zweitletzter ent-

deckt, während Caenis am längsten verborgen blieb. Er fand sich unter ihnen – sogar unter den Jungen, die auf dem Land aufgewachsen waren – in der Wildnis am besten zurecht und konnte besonders gut Fährten lesen. Manchmal blieben sie über Nacht im Wald, und es war immer Caenis, der die erste Mahlzeit brachte.

Meister Hutral war einer der wenigen Lehrer, die nie den Rohrstock benutzten, aber seine Strafen waren dennoch hart. Einmal ließ er Nor-tah und Vaelin mit nacktem Hinterteil durch ein Brennesselgestrüpp laufen, weil sie sich darüber gestritten hatten, wo sie eine Falle aufstellen sollten. Er sprach mit ruhigem Selbstvertrauen und machte nur selten mehr Worte als nötig. Er schien die Zeichensprache zu bevorzugen, die manche der Lehrer verwendeten. Sie war den Gesten ähnlich, mit denen sich Meister Smentil mit Meister Sollis verständigte, war aber weniger kompliziert und wurde benutzt, wenn Feinde oder Beutetiere in der Nähe waren. Vaelin lernte sie schnell, genau wie Barkus, aber Caenis schien geradezu für sie geboren zu sein; seine schlanken Finger formten die schwierigen Gesten mit verblüffender Genauigkeit.

Obwohl Caenis sich bei den Übungen in der Wildnis unter ihnen am meisten hervortat, blieb Meister Hutral ihm gegenüber kühl und lobte ihn nur selten. Manchmal, wenn sie bei ihren nächtlichen Ausflügen am Lagerfeuer saßen, beobachtete Vaelin, wie Hutral Caenis mit merkwürdigem Gesichtsausdruck anstarrte.

Der Heldrian war der anstrengendste Tag – stundenlang rannten sie mit schweren Steinen in den Händen um den Übungsplatz, schwammen im eiskalten Fluss und wurden von Meister Intris, einem gedrun-genen, aber blitzschnellen Mann mit einer gebrochenen Nase, dem mehrere Zähne fehlten, im unbewaffneten Zweikampf unterrichtet. Er lehrte sie die Geheimnisse des Tretens und Schlagens, wie man die Faust im letzten Moment drehen und erst das Knie anheben und dann das Bein zu einem Tritt vorschnellen lassen musste, wie man einen Schlag abwehrte, einen Gegner zu Fall brachte oder ihn über die Schulter warf. Die wenigsten von ihnen mochten den Heldrian – am Abend waren sie meist viel zu erschöpft und geschunden, um die Mahlzeit zu genießen. Nur Barkus hatte seinen Spaß daran; sein kräftiger Körper konnte eine Menge Schläge einstecken, und er schien kaum Schmerzen

zu empfinden. Als Partner beim Ringkampf war er deshalb ziemlich unbeliebt.

Der Eltrian sollte eigentlich ein Tag der Ruhe und Andacht sein, aber für die Jüngsten bedeutete er lästiges Schuften in der Wäscherei oder der Küche. Wenn sie Glück hatten, durften sie Meister Smentil in den Gärten helfen, wo sie zumindest gelegentlich einen Apfel stibitzen konnten. Am Tag des Glaubens wurde abends eine längere Andacht abgehalten, gefolgt von einer Stunde innerer Versenkung, während derer sie mit gesenkten Köpfen dasaßen und ihren Gedanken nachgingen oder von der Müdigkeit überwältigt einschliefen. Was jedoch gefährlich war, denn wer beim Schlafen erwischt wurde, handelte sich Prügel ein und musste eine Nacht lang ohne Umhang auf den Mauern patrouillieren.

Am liebsten mochte Vaelin die Stunde, bevor die Lichter gelöscht wurden. Dann durften sie ungestört miteinander reden, raufen und scherzen. Dentos gab Geschichten über seine Onkel zum Besten, Barbus brachte sie mit seinen Witzen oder dem Nachahmen eines ihrer Lehrer zum Lachen, Caenis, der normalerweise eher schweigsam war, erzählte eine der unzähligen alten Legenden, die er kannte, während sie die Zeichensprache oder Schwertschläge übten. Vaelin verbrachte besonders viel Zeit mit Caenis – die Verschlossenheit und Klugheit des schmächtigen Jungen erinnerten ihn an seine Mutter. Caenis schien seinerseits überrascht, aber froh über seine Gesellschaft zu sein. Vermutlich war sein Leben vor dem Orden recht einsam gewesen, denn Caenis war es eindeutig nicht gewohnt, mit anderen Jungen zusammen zu sein. Doch sie redeten nicht über ihr früheres Leben – ganz im Gegensatz zu Nortah, der diese Gewohnheit trotz der wütenden Reaktionen der anderen Jungen und der gelegentlichen Strafen durch die Lehrer nie abgelegt hatte. *Du hast jetzt keine Familie mehr außer dem Orden.* Inzwischen wusste Vaelin, was der Aspekt mit diesen Worten gemeint hatte. Sie wurden langsam eine Familie, denn sie hatten nur noch einander.



Ihre erste Prüfung mussten sie im Monat Sunterin ablegen, etwa ein Jahr, nachdem Vaelin am Tor des Ordenshauses abgegeben worden

war: die Laufprüfung. Sie hatten nur wenig darüber erfahren, was diese Prüfung umfasste, außer dass sie zu mehr Rauswürfen führte als jede andere. Sie wurden auf den Innenhof des Ordenshauses gebracht, zusammen mit den anderen Jungen in ihrem Alter, etwa zweihundert an der Zahl. Sie sollten ihre Bögen mitbringen, einen Köcher mit Pfeilen, ihr Jagdmesser, eine Wasserflasche – sonst nichts.

Gemeinsam mit dem Aspekten sprachen sie den Katechismus des Glaubens, bevor er ihnen mitteilte, was von ihnen erwartet wurde: »Bei der Laufprüfung zeigt sich, wer von euch wahrhaft in der Lage ist, dem Orden zu dienen. Ihr habt das Privileg genossen, ein Jahr lang nach dem Glauben zu leben, aber im sechsten Orden muss man sich seine Privilegien verdienen. Ein Boot wird euch den Fluss hinaufbringen und euch an verschiedenen Stellen am Ufer absetzen. Bis morgen um Mitternacht müsst ihr wieder hier sein. Wer nicht rechtzeitig eintrifft, darf seine Waffen behalten und bekommt drei Goldmünzen ausbezahlt.«

Er nickte den Lehrern zu und ging. Vaelin spürte die Furcht und Unsicherheit, die um ihn herum herrschte, doch er teilte sie nicht. Er würde die Prüfung bestehen – das musste er, denn sonst konnte er nirgendwohin gehen.

»Zum Flussufer, im Laufschrift, Marsch!«, bellte Sollis. »Nicht rumtrödeln! Heb die Füße, Sendahl, wir sind hier nicht beim Tanzen.«

Am Landeplatz am Flussufer warteten drei Kähne, große, flache Boote mit schwarz gestrichenem Rumpf und roten Segeln. An der Mündung des Corvien waren sie ein vertrauter Anblick; sie brachten Kohle von den Minen im Süden zur Küste, um die unzähligen Schornsteine von Varinsburg zu füttern. Die Kahnführer waren ein ganz eigener Menschenschlag; sie trugen schwarze Tücher am Hals und ein Silberband im linken Ohr, und sie waren berüchtigte Trinker und Raufbolde, wenn sie nicht gerade ihrem Handwerk nachgingen. So manche asraelische Mutter warnte ihre ungeratene Tochter: »Sei brav, oder du wirst einen Kahnführer heiraten müssen.«

Sollis wechselte ein paar Worte mit dem Kapitän ihres Kahns, einem drahtigen Mann, der die Jungen argwöhnisch musterte. Dann reichte Sollis ihm einen Beutel voll Münzen und befahl den Jungen, an Bord zu gehen und sich mittschiffs zu sammeln. »Und fasst ja nichts an, ihr Hohlköpfe!«

»Ich war noch nie auf See«, sagte Dentos, als sie sich auf die harten Deckplanken setzten.

»Das ist auch keine See«, berichtigte Nortah ihn. »Das ist ein Fluss.«

»Mein Onkel Jimnos ist zur See gefahren«, fuhr Dentos fort, ohne auf Nortah zu achten, was den meisten von ihnen inzwischen zur Gewohnheit geworden war. »Er ist nie zurückgekehrt. Meine Mama hat gesagt, er sei von einem Wal gefressen worden.«

»Was ist ein Wal?«, fragte Mikehl, ein pummeliger renfaelischer Junge, dem es trotz des monatelangen Drills gelungen war, sein Übergewicht zu halten.

»Das ist ein großes Tier, das im Meer lebt«, erwiderte Caenis, der die meisten Fragen beantworten konnte. Er stieß Dentos an. »Und es frisst keine Menschen. Dein Onkel wurde wahrscheinlich von einem Hai gefressen. Manche von denen werden so groß wie Wale.«

»Woher weißt du das?«, entgegnete Nortah höhnisch, wie so oft, wenn Caenis etwas sagte. »Hast du schon mal einen gesehen?«

»Ja.«

Nortah wurde rot und verstummte. Er kratzte mit seinem Messer einen losen Splitter von den Deckplanken.

»Wann, Caenis?«, hakte Vaelin nach. »Wann hast du einen Hai gesehen?«

Caenis lächelte ein wenig, was bei ihm eher selten vorkam. »Vor etwa einem Jahr, auf der Erineischen See. Mein ... Ich bin einmal mit einem Schiff gefahren. Im Wasser leben viele Tiere – Robben und Schwertwale und mehr Fische, als man zählen kann. Und Haie auch. Einer davon kam in die Nähe unseres Schiffs. Er maß mehr als dreißig Fuß von der Schnauze bis zur Schwanzspitze. Einer der Seemänner sagte, die Haie würden sich von Schwertwalen ernähren und auch von Menschen, wenn man das Pech hat, im Wasser zu sein, wenn einer von ihnen vorbeikommt. Es heißt, sie würden sogar Schiffe rammen, um sie zu versenken und die Besatzung zu fressen.«

Nortah schnaubte verächtlich, aber die anderen Jungen lauschten gebannt.

»Hast du auch Piraten gesehen?«, fragte Dentos eifrig. »In der Erineischen See soll es angeblich von ihnen wimmeln.«

Caenis schüttelte den Kopf. »Nein, keine Piraten. Seit dem Krieg lassen sie die Schiffe der Königslande in Frieden.«

»Welchen Krieg meinst du?«, fragte Barkus.

»Den meldeneischen, über den Meister Grealin ständig redet. Der König hat eine Flotte geschickt, um die Hauptstadt der Meldeneer niederzubrennen. Die Piraten in der Erineischen See sind allesamt Meldeneer, und sie haben gelernt, uns in Ruhe zu lassen.«

»Wäre es nicht sinnvoller, ihre Flotte niederzubrennen?«, fragte Barkus. »Dann gäbe es gar keine Piraten mehr.«

»Neue Schiffe können sie immer bauen«, sagte Vaelin. »Aber eine niedergebrannte Stadt hinterlässt eine Erinnerung, die von Generation zu Generation weitergegeben wird. So werden sie uns garantiert nicht vergessen.«

»Man hätte sie auch alle töten können«, wandte Nortah trotzig ein. »Keine Piraten, keine Überfälle.«

Urpötzlich kam Meister Sollis' Rohrstock niedergesaut und traf Nortah auf die Hand, der daraufhin sein Messer losließ, das in den Deckplanken stecken blieb. »Ich habe gesagt, nichts anfassen, Sendahl.« Der Blick des Meisters richtete sich auf Caenis. »Du bist wohl viel herumgekommen, Nysa?«

Caenis neigte den Kopf. »Nur das eine Mal, Meister.«

»Tatsächlich? Und wohin hat dich dieses Abenteuer geführt?«

»Auf die Insel Wensel. Mein ... ähm, einer der Passagiere hatte dort etwas zu erledigen.«

Mit einem Knurren zog Sollis Nortahs Messer aus der Deckplanke und warf es ihm zu. »Steck's wieder ein, du Geck. Ein scharfes Messer wirst du bald brauchen.«

»Wart Ihr dabei, Meister?«, fragte Vaelin. Er war der Einzige, der es wagte, Sollis Fragen zu stellen, wobei er in Kauf nahm, dass er sich ein paar Schläge mit dem Rohrstock einhandelte. Manchmal wurde Sollis wütend, aber mitunter antwortete er auch bereitwillig. Es war unmöglich vorauszusagen, wie er reagieren würde. »Wart Ihr dabei, als die Stadt der Meldeneer niedergebrannt wurde?«

Sollis' Blick zuckte zu ihm hinüber, und seine blassen Augen bohrten sich in die seinen. Sein Blick wirkte neugierig, fragend. Zum ersten Mal wurde Vaelin bewusst, dass Sollis ihm ein weitaus größeres Wissen

zutraute, als er in Wahrheit besaß. Vermutlich glaubte er, Vaelins Vater hätte ihm Geschichten über die vielen Schlachten erzählt, in denen er gekämpft hatte, und Vaelin würde sich mit seinen Fragen über Sollis lustig machen.

»Nein«, erwiderte Sollis. »Ich befand mich damals an der Nordgrenze. Meister Grealin wird euch sicherlich gerne alle Fragen beantworten, die ihr zu diesem Krieg habt.« Er wandte sich ab, um einem anderen Jungen eins überzuziehen, dessen Hand sich einer Seilrolle genähert hatte.



Die Kähne segelten in Richtung Norden und folgten dem weiten Bogen des Flusses, was Vaelins Hoffnung zunichte machte, einfach am Flussufer entlang zum Ordenshaus zurücklaufen zu können – das wäre eine zu lange Reise. Wenn er rechtzeitig zurückkehren wollte, würde er durch den Wald marschieren müssen. Aufmerksam musterte er die dunklen Bäume. Obwohl Meister Hutil sie in seinen Lektionen mit der Wildnis vertraut gemacht hatte, war Vaelin von dem Gedanken, auf gut Glück einen Wald zu durchqueren, wenig begeistert. Er wusste, wie schnell man sich zwischen den Bäumen verlaufen konnte, um dann stundenlang im Kreis zu irren.

»Geh in Richtung Süden«, raunte Caenis ihm ins Ohr. »Weg vom Nordstern. Geh in Richtung Süden, bis du zum Flussufer kommst, dann am Ufer entlang bis zur Anlegestelle. Dort musst du schwimmen.«

Vaelin warf ihm einen Blick zu und sah, dass Caenis scheinbar unbesorgt zum Himmel hochschaute, so als hätte er gar nichts gesagt. An den gelangweilten Gesichtern seiner Kameraden erkannte Vaelin, dass sie Caenis' Ratschlag nicht gehört hatten. Der Junge half nur ihm und keinem anderen.

Nachdem sie etwa drei Stunden den Fluss hinaufgefahren waren, wurden die Jungen einer nach dem anderen abgesetzt. Das geschah ohne viel Aufhebens; Sollis suchte sich nach dem Zufallsprinzip einen Jungen aus und befahl ihm, über Bord zu springen und zum Ufer zu schwimmen. Dentos war der Erste aus ihrer Gruppe, der den Kahn verlassen musste.

»Wir sehen uns im Ordenshaus, Dentos«, sprach Vaelin ihm Mut zu.

Dentos blieb ihm ausnahmsweise eine Antwort schuldig und lächelte nur schwach, bevor er seinen Bogen schulterte und über die Reling in den Fluss sprang. Er schwamm rasch zum Ufer und hielt dort einen Moment lang inne, um sich das Wasser abzuschütteln, bevor er mit einem kurzen Winken zwischen den Bäumen verschwand. Barkus war der Nächste; er balancierte theatralisch auf der Reling, bevor er sich mit einem Rückwärtssalto ins Wasser fallen ließ. Einige der Jungen klatschten anerkennend. Danach kam der ängstlich zitternde Mikehl an die Reihe. »Ich bin nicht sicher, ob ich so weit schwimmen kann, Meister«, stammelte er, den Blick auf das dunkle Wasser des Flusses gerichtet.

»Dann versuch, leise zu ertrinken«, sagte Sollis und stieß ihn über die Reling. Mit einem lauten Klatschen traf Mikehl auf dem Wasser auf und schien eine Ewigkeit unter der Oberfläche zu bleiben, bis sie ihn schließlich zu ihrer Erleichterung in einiger Entfernung prustend und strampelnd auftauchen sahen. Kurz darauf hatte er sich wieder einigermaßen gefangen und begann, zum Ufer zu schwimmen.

Caenis war als Nächster dran; er nahm Vaelins gute Wünsche mit einem Nicken zur Kenntnis, bevor er wortlos über die Reling sprang. Bald danach folgte Nortah, der seine Furcht offenbar nur mit Mühe beherrschte und zu Sollis sagte: »Falls ich nicht zurückkehren sollte, Meister, möchte ich meinem Vater gerne ausrichten ...«

»Du hast keinen Vater mehr, Sendahl. Raus mit dir!«

Nortah verkniff sich eine wütende Erwiderung, zog sich auf die Reling hoch und sprang nach einem Moment des Zögerns in den Fluss.

»Sorna, du bist an der Reihe.«

Vaelin fragte sich, ob es etwas zu bedeuten hatte, dass er der Letzte war, der von Bord ging und daher auch den weitesten Rückweg hatte. Er ging zur Reling und zog den Gurt an seinem Köcher fest, damit er ihn im Wasser nicht verlor. Mit beiden Händen packte er die Reling und wollte sich gerade hinüberschwingen, als Sollis ihn zurückhielt.

»Den anderen darf nicht geholfen werden, Sorna«, sagte der Meister. Etwas Derartiges hatte er sonst zu niemandem gesagt. »Sieh zu, dass du zum Ordenshaus zurückkehrst, und kümmere dich nicht um den Rest.«

Vaelin runzelte die Stirn. »Meister?«

»Du hast mich verstanden. Was immer mit ihnen geschieht, es ist ihr Schicksal, nicht deines.« Er nickte in Richtung Fluss. »Und jetzt los!«

Mehr wollte Sollis offenbar nicht sagen, deshalb packte Vaelin die Reling und zog sich hinüber. Er fiel mit den Füßen voran ins Wasser und wurde augenblicklich von eisiger Kälte umschlossen. Für einen Moment stieg Panik in ihm auf, als sein Kopf unter Wasser tauchte, aber dann schwamm er zur Oberfläche und holte tief Luft. Schließlich machte er sich auf den Weg zum Ufer, das mit einem Mal viel weiter entfernt zu sein schien. Als er endlich am Sandstrand ankam, waren die Kähne bereits an ihm vorbei- und weiter den Fluss hinaufgefahren. Er meinte zu sehen, wie Meister Sollis an der Reling stand und ihm hinterherblickte, ganz sicher war er sich aber nicht.

Er nahm den Bogen von der Schulter und zog die Sehne zwischen Zeigefinger und Daumen hindurch, um das Wasser auszuwringen. Meister Checkrin hatte gesagt, eine feuchte Bogensehne sei in etwa so nützlich wie ein Hund ohne Beine. Dann überprüfte er seine Pfeile, vergewisserte sich, dass das Wasser nicht in den Köcher aus gewachstem Leder eingedrungen war, und tastete nach dem Messer an seiner Hüfte. Während er den Blick über die Bäume gleiten ließ, schüttelte er sich das Wasser aus den Haaren; er sah nur eine Wand aus Schatten und Laub. Er wandte sich nach Süden, wusste aber, dass er sich nach Einbruch der Nacht recht schnell verlaufen würde. Wenn er Caenis' Ratschlag befolgen wollte, würde er hin und wieder auf einen Baum klettern müssen – was im Dunkeln nicht leicht war –, um den Nordstern zu finden.

Obwohl er dankbar dafür war, dass die Prüfung im Sommer stattfand, wurde ihm nach dem Schwimmen schon bald kalt. Meister Hutrill hatte sie gelehrt, dass man – wenn man kein Feuer zur Verfügung hatte – am besten beim Laufen wieder trocken wurde. Die Körperhitze ließ die Feuchtigkeit verdampfen. Er schlug ein Dauerlauftempo an und gab sich Mühe, nicht zu schnell zu rennen, denn er wusste, dass er seine Energie in den nächsten Stunden brauchen würde. Bald war er von der kühlen Dunkelheit des Waldes eingehüllt, während sein Blick unwillkürlich die Schatten absuchte – eine Gewohnheit, die er sich in den vielen Stunden des Jagens und Versteckens im Wald angeeignet hatte. Meister Hutrills Worte kamen ihm in den Sinn: *Ein kluger Gegner bleibt*

*in den Schatten und verhält sich still.* Vaelin unterdrückte ein Schaudern und lief weiter.

Er rannte eine volle Stunde lang in gleichmäßigem Tempo, ohne auf die zunehmenden Schmerzen in seinen Beinen zu achten. Statt in Flusswasser war er bald in Schweiß gebadet, und sein Frösteln ließ nach. Immer wieder orientierte er sich an der Sonne und kämpfte dabei gegen das Gefühl an, dass die Zeit viel schneller verging, als ihm lieb war. Die Vorstellung, mit einer Handvoll Münzen aus dem Ordenshaus ausgestoßen zu werden und nicht zu wissen, wohin er sich wenden sollte, war furchterregend und unbegreiflich. Einen Moment lang sah er sich mit den Münzen in der Hand an der Schwelle seines Elternhauses stehen und seinen Vater um Einlass bitten – eine ebenso albraumhafte Vorstellung. Er schob die Bilder beiseite und rannte weiter.

Nachdem er etwa fünf Meilen gelaufen war, legte er eine Pause ein, setzte sich auf einen Baumstamm und nahm einen Schluck aus seiner Flasche, um zu Atem zu kommen. Wie es wohl seinen Kameraden erging? Rannten sie wie er durch den Wald, oder hatten sie sich schon verirrt? *Den anderen darf nicht geholfen werden.* War das eine Warnung oder eine Drohung gewesen? Natürlich gab es im Wald auch Gefahren, aber nichts, was die in monatelanger Ausbildung gestählten Jungen des Ordens ernsthaft bedrohen konnte.

Er überlegte eine Weile, fand jedoch keine Antwort, bis er schließlich seine Flasche wieder zustöpselte, einen prüfenden Blick auf seine Umgebung warf ... und erstarrte.

In knapp zehn Metern Entfernung saß ein Wolf, der die hellgrünen Augen neugierig auf ihn gerichtet hatte. Er hatte ein silbergraues Fell und war ziemlich groß. Vaelin hatte noch nie einen Wolf aus der Nähe gesehen. Bisher waren ihm nur vorbeihuschende Schatten im Morgennebel begegnet – ein seltener Anblick so nahe bei der Stadt. Die Größe des Tiers und die kräftigen Muskeln unter seinem Fell flößten ihm Ehrfurcht ein. Der Wolf neigte den Kopf, während Vaelin ihm in die Augen blickte. Er verspürte keine Angst; Meister Hutril hatte ihnen gesagt, dass die Geschichten von Wölfen, die Säuglinge stehlen oder Hirtenjungen überfallen, Märchen waren. *Der Wolf wird euch in Ruhe lassen, wenn ihr ihn in Ruhe lasst,* hatte er gesagt. Aber dennoch, der Wolf war riesig, und seine Augen ...

Das Tier saß still da; ein Lufthauch fuhr durch sein silbergraues Fell, und Vaelin spürte, wie sich in seinem Herzen etwas regte. »Du bist wunderschön«, flüsterte er dem Wolf zu.

Im nächsten Moment war das Tier verschwunden. Es drehte sich um und sprang ins Unterholz, schneller als Vaelin ihm mit den Augen folgen konnte. Dabei verursachte es kaum ein Geräusch.

Ein seltenes Lächeln stahl sich auf Vaelins Lippen. Er wusste, dass er seine Begegnung mit dem Wolf nie vergessen würde.



Der Wald wurde Urlisch genannt – es handelte sich um einen zwanzig Meilen breiten und über einhundert Meilen langen Grünstreifen, der sich von den Nordmauern von Varinsburg bis zu den Gebirgsausläufern an der renfaelischen Grenze erstreckte. Es hieß, der König bringe diesem Wald, der seine Seele berührt habe, eine besondere Liebe entgegen. Ohne königliche Erlaubnis durfte im Urlisch kein Baum gefällt werden, und nur Familien, die bereits seit mindestens drei Generationen im Wald lebten, durften darin wohnen. Von seinen spärlichen Kenntnissen über die Geschichte der Königslande wusste Vaelin, dass hier einmal ein Krieg getobt hatte – einen Tag und eine Nacht lang war unter den Bäumen eine große Schlacht zwischen Renfaelern und Asraelern geschlagen worden. Die Asraeler hatten gewonnen, und der Herrscher Renfaels hatte vor König Janus das Knie beugen müssen, weshalb seine Nachfahren nun Erzfürsten genannt wurden und dem König Geld und Soldaten geben mussten, wenn dieser es verlangte. Diese Geschichte hatte seine Mutter ihm erzählt, als sie seinen Bitten nachgegeben hatte, ihm mehr über die Heldentaten seines Vaters zu berichten. In diesem Wald hatte sein Vater die Gunst des Herrschers erworben und war zum Schwert des Königs ernannt worden. Vaelins Mutter hatte ihm keine Einzelheiten genannt, sondern lediglich gesagt, dass sein Vater ein großer Krieger mit außergewöhnlichem Mut sei.

Während des Laufens schweifte sein Blick ständig über den Waldboden, in der Hoffnung, auf ein metallisches Glitzern zu stoßen, das auf ein Überbleibsel der Schlacht hindeutete – eine Pfeilspitze oder ein Dolch vielleicht, oder sogar ein Schwert. Ob Sollis ihn ein solches An-

denken wohl behalten ließe? Höchstwahrscheinlich nicht. Er überlegte, wo im Ordenshaus ein gutes Versteck wäre ...

Zing!

Er duckte sich, rollte sich ab und kam auf die Füße, um hinter einem Eichenstamm Deckung zu suchen. Ein Pfeil war flüsternd durch das Farnkraut gezischt. Das Sirren der Bogensehne war für einen Jungen wie ihn eine unmissverständliche Warnung. Mit Mühe beruhigte er sein pochendes Herz und lauschte auf weitere Geräusche.

War es ein Jäger? Womöglich hatte er ihn für ein Reh gehalten. Er verwarf den Gedanken sogleich wieder. Vaelin war kein Reh, und ein Jäger würde den Unterschied erkennen. Jemand hatte versucht, ihn zu töten. Ihm wurde bewusst, dass er unwillkürlich seinen eigenen Bogen von der Schulter genommen und einen Pfeil eingelegt hatte. Er lehnte sich mit dem Rücken gegen den Baumstamm und wartete, lauschte auf den Wald, um von ihm zu erfahren, wer ihn verfolgte. *Die Natur hat eine Stimme, waren Hutrils Worte gewesen. Lernt, sie wahrzunehmen, und ihr werdet euch nie verirren, und niemand wird sich je unbemerkt an euch anschleichen können.*

Er öffnete seine Ohren für die Stimme des Waldes, das Seufzen des Windes, das Rascheln der Blätter, das Knarren der Äste. Kein Vogelgezwitscher. Das bedeutete, jemand war ganz in der Nähe. Es konnte ein Mensch sein oder auch mehrere. Er wartete auf das verräterische Knacken von Zweigen oder das Knirschen von Stiefelleder, aber nichts war zu hören. Wenn sein Gegner sich bewegte, dann war er darauf bedacht, keine Geräusche zu machen. Aber Vaelin besaß auch noch andere Sinne, und der Wald konnte ihm viele Dinge verraten. Er schloss die Augen und atmete leise durch die Nase ein. *Schnauf nicht wie ein Schwein am Futtertrog, hatte Hutil ihn einmal ermahnt. Lass deiner Nase Zeit, die einzelnen Gerüche zu unterscheiden. Sei geduldig.*

Er konzentrierte sich ganz auf seine Nase, nahm die Gerüche von blühenden Glockenblumen wahr, von verrottenden Pflanzen, von Tierdung ... und von Schweiß. Menschlichem Schweiß. Der Wind kam von links und trug den Geruch zu ihm herüber. Es ließ sich nicht feststellen, ob der Schütze sich bewegte oder abwartete.

Nur das leiseste Geräusch war zu hören, wenig mehr als ein Rascheln von Stoff, aber für Vaelin war es so laut wie ein Schrei. Er sprang

hinter der Eiche hervor, spannte in einer fließenden Bewegung den Bogen und ließ den Pfeil von der Sehne schnellen, um sofort wieder Deckung zu suchen. Er wurde mit einem überraschten und schmerz-erfüllten Knurren belohnt.

Einen Moment lang zögerte er. *Sollte er bleiben oder weglaufen?* Der Drang zu fliehen war stark, die dunkle Umarmung des Waldes erschien ihm plötzlich wie ein willkommener Zufluchtsort. Aber er wusste, dass er das nicht tun konnte. *Ein Ordensbruder flieht nicht*, hatte Sollis gesagt.

Er schaute hinter der Eiche hervor und entdeckte sofort, wonach er gesucht hatte: Der befiederte Schaft seines Pfeils ragte in etwa fünfzehn Schritt Entfernung aufrecht aus dem Farntepich. Er legte einen weiteren Pfeil ein und näherte sich der Stelle geduckt, wobei er die Umgebung mit den Blicken nach weiteren Gegnern absuchte. Seine Ohren lauschten der Stimme des Waldes, seine Nase zuckte.

Der Mann trug schmutziggüne Hosen und eine Tunika. Er hatte einen Eschenholzbogen in der Hand, in den ein mit Krähenfedern befiederter Pfeil eingelegt war. Über den Rücken hatte er ein Schwert geschnallt, und in seinem Stiefel steckte ein Messer. Vaelins Pfeil ragte aus seiner Kehle. Er war tot. Aus der Nähe sah Vaelin die Blutlache, die sich unter dem Hals des Mannes gebildet hatte. Eine Menge Blut. *Ich habe die Hauptschlagader getroffen*, wurde Vaelin da bewusst. *Und ich habe mich immer für einen schlechten Schützen gehalten.*

Er lachte hoch und schrill, beugte sich dann vor und übergab sich. Er sank auf alle viere und konnte gar nicht mehr aufhören zu würgen.

Es dauerte einen Moment, bis Entsetzen und Übelkeit so weit nachgelassen hatten, dass er einen klaren Gedanken fassen konnte. Der Mann, der Tote, hatte versucht, ihn umzubringen. *Warum?* Er war ihm noch nie zuvor begegnet. War der Mann ein Gesetzloser? Ein heimatloser Räuber, der in dem Jungen ein leichtes Ziel gewittert hatte?

Vaelin zwang sich, den Toten noch einmal genauer zu betrachten, die Beschaffenheit seiner Stiefel, die Machart seiner Kleider. Nach kurzem Zögern hob er die rechte Hand des Toten an, die schlaff auf der Bogensehne lag. Es war die Hand eines Bogenschützen: die Handfläche war rauh, mit Schwielen an den Spitzen von Zeige- und Mittelfinger. Dieser Mann lebte vom Bogenschießen. Vaelin bezweifelte, dass ein

Gesetzloser so erfahren mit dem Bogen war oder so gute Kleidung trug. Plötzlich zuckte ein unangenehmer Gedanke durch seinen Kopf: *Ist das womöglich Teil der Prüfung?*

Für einen Moment war er beinahe überzeugt davon. Wie ließe sich besser die Spreu vom Weizen trennen? Man musste nur einige Meuchelmörder im Wald verteilen und schauen, wer überlebte. *So ließen sich eine Menge Goldmünzen sparen.* Aber irgendwie konnte er es doch nicht recht glauben. Der Orden war grausam, aber er mordete nicht.

Warum also?

Er schüttelte den Kopf. Er würde das Rätsel nicht lösen können, indem er hierblieb. Wo ein Mörder war, konnten noch mehr sein. Er würde ins Ordenshaus zurückkehren und Meister Sollis um Rat fragen ... wenn er überlebte. Zitternd kam er auf die Beine und spuckte noch einmal aus, um den üblen Geschmack im Mund loszuwerden. Er warf einen letzten Blick auf den Toten und überlegte, ob er dessen Schwert oder Messer mitnehmen sollte, entschied sich dann aber dagegen. Aus irgendeinem Grund glaubte er, dass er später vielleicht würde abstreiten müssen, etwas über den Mord zu wissen. Er dachte auch kurz darüber nach, den Pfeil aus dem Hals des Mannes zu ziehen, brachte es jedoch nicht über sich. Deshalb begnügte er sich damit, mit seinem Jagdmesser die Befiederung abzuschneiden – die Möwenfedern waren ein deutlicher Hinweis darauf, dass der Mann von einem Ordensbruder getötet worden war. Das feuchte, schmatzende Geräusch, das der Pfeil in der Wunde am Hals des Toten machte, als Vaelin mit dem Messer den Schaft durchtrennte, ließ erneut Übelkeit in ihm aufsteigen. Es war schnell erledigt, schien jedoch eine Ewigkeit zu dauern.

Er steckte die Befiederung ein und trat von der Leiche zurück, wobei er mit den Stiefeln über den Boden scharrte, um seine Spuren zu verwischen. Schließlich wandte er sich um und lief weiter. Seine Beine waren schwer wie Blei, und er stolperte mehrere Male, bevor er wieder in den gleichmäßigen Trott zurückfand, den er sich in den Monaten auf dem Übungsplatz angeeignet hatte. Die schlaffen, leblosen Gesichtszüge des Toten tauchten immer wieder vor seinem geistigen Auge auf, aber er schüttelte das Bild ab, unterdrückte es mitleidlos. *Er hat versucht, mich umzubringen. Ich werde nicht um einen Mann trauern, der einen Jungen töten wollte.* Doch immer wieder hörte er im Geiste die Worte, die seine

Mutter einst seinem Vater an den Kopf geworfen hatte: *Dein Blutgestank widert mich an.*



Die Nacht schien viel zu schnell hereinzubrechen – vermutlich weil er sich genau davor fürchtete. In den Schatten sah er überall Bogenschützen lauern, und mehr als einmal sprang er vor einem Mordgesellen in Deckung, der sich bei näherer Betrachtung als Gebüsch oder Baumstumpf erwies. Seit seiner Begegnung mit dem Angreifer hatte er nur einmal kurz angehalten, um hinter dem breiten Stamm einer Buche hastig einen Schluck Wasser zu trinken, wobei seine Augen unablässig die Umgebung abgesucht hatten. Zu laufen erschien ihm sicherer; ein sich bewegendes Ziel war schwerer zu treffen. Doch dieses vage Gefühl von Sicherheit verschwand, als die Dunkelheit hereinbrach. Es war so, als würde er durch eine finstere Leere laufen – jeden Moment konnte er schmerzhaft zu Boden stürzen. Zweimal stolperte er und fiel hin, bevor er einsah, dass er von nun an würde langsamer laufen müssen.

Hin und wieder fand er eine Lichtung oder kletterte auf einen Baum, um sich am Nordstern zu orientieren. Er war noch immer in Richtung Süden unterwegs, aber eine wie große Wegstrecke er schon zurückgelegt hatte und wie viel noch vor ihm lag, konnte er nicht feststellen. Mit wachsender Verzweiflung hoffte er, bald das silbrige Schimmern des Flusses durch die Bäume ausmachen zu können. Das Feuer entdeckte er, als er erneut anhielt, um die Richtung zu bestimmen – ein flackernder, orangefarbener Lichtschein in der schwarzblauen Finsternis des Waldes.

*Lauf weiter.* Beinahe wäre er dem Befehl gefolgt, der seinen Kopf durchzuckte. Er hatte sich schon abgewandt und einen weiteren Schritt Richtung Süden gemacht, doch dann hielt er inne. Die Ordensjungen würden im Wald kein Feuer entfachen; ihnen blieb schlicht keine Zeit dazu. Es mochte ein Zufall sein; ein paar königliche Förster, die hier ihr Nachtlager aufgeschlagen hatten. Irgendwie zweifelte er jedoch daran. Eine Stimme in seinem Geist flüsterte ihm zu, dass da etwas nicht stimmte.

Er drehte sich um, nahm den Bogen von der Schulter und legte einen Pfeil ein, bevor er sich dem Feuerschein vorsichtig näherte. Er

wusste, dass es ein Wagnis war, der Sache auf den Grund zu gehen. Nicht nur wegen dem, was er finden mochte, sondern auch, weil er sich eigentlich keine weiteren Verzögerungen leisten konnte, wenn er rechtzeitig im Ordenshaus eintreffen wollte. Aber er brauchte Gewissheit.

Der Lichtschein verwandelte sich langsam in ein Feuer, das in der unendlichen Schwärze rotgolden flackerte. Er blieb stehen und öffnete sich wieder dem Lied des Waldes, lauschte den nächtlichen Geräuschen, bis er schließlich Stimmen wahrnahm. Zwei erwachsene Männer, die sich stritten.

Er schlich näher heran und wandte dabei den Järgengang an, den Meister Hutral ihnen beigebracht hatte; seinen Fuß hob er nur um Haarsbreite vom Boden, ließ ihn seitlich nach vorn gleiten und tastete nach verräterischen Zweigen oder Ästen, bevor er ihn leise absetzte. Die Stimmen wurden deutlicher, je näher er dem Lager kam, und bestätigten seinen Verdacht. Zwei Männer, die sich heftig stritten.

»... blutet immer noch!« Ein wehleidiges Jammern, dessen Urheber noch nicht zu sehen war. »Schau doch, das Blut spritzt raus wie bei einem abgestochenen Schwein ...«

»Dann hör auf, daran herumzufummeln, du Schwachkopf!« Ein wütendes Zischen, das von einem stämmigen Mann stammte, der rechts neben dem Feuer saß. Beim Anblick des Schwertes auf seinem Rücken und des Bogens, der griffbereit neben ihm lag, lief Vaelin ein eisiger Schauer über den Rücken. *Das ist kein Zufall.* Der Mann hatte einen offenen Sack zwischen den Füßen und begutachtete den Inhalt, wobei er seinen Kameraden weiter müde beschimpfte.

»Mistbalg!«, fuhr der unsichtbare Mann mit der weinerlichen Stimme fort, ohne auf die Flüche seines stämmigen Gefährten zu achten. »Hat sich tot gestellt, das gerissene kleine Mistbalg.«

»Man hat uns gewarnt, dass sie zäh sind«, sagte der stämmige Mann. »Hättest ihm eben noch einen Pfeil reinjagen sollen, bevor du so nahe an ihn rangegangen bist.«

»Aber ich habe ihn doch in den Hals getroffen, oder nicht? Das hätte ausreichen müssen. Ich habe erwachsene Männer gesehen, die nach einem solchen Treffer wie ein Sack Kartoffeln zu Boden gegangen sind. Der kleine Scheißer nicht. Ich wünschte, wir hätten ihn noch eine Weile am Leben gelassen ...«

»Du krankes Schwein.« Die Worte des Mannes klangen jedoch eher beiläufig. Er war damit beschäftigt, den Inhalt des Sacks zu untersuchen, und eine Falte bildete sich auf seiner breiten Stirn. »Weißt du, ich bin immer noch nicht sicher, ob es wirklich der Richtige ist.«

Vaelin achtete darauf, dass sein Herzschlag sich nicht beschleunigte, und betrachtete den Sack genauer. Er schien einen rundlichen Gegenstand zu enthalten, und auf seiner Unterseite befand sich ein dunkler, feuchter Fleck. Mit eiskalter Gewissheit wurde Vaelin klar, was das bedeutete, und der Wald um ihn herum geriet ins Schwanken, als ihm einen Moment lang schwindelig wurde. Er musste ein entsetztes Keuchen unterdrücken – welches ein rasches Ende hätte bedeuten können.

»Lass mich mal sehen«, sagte der Mann mit der weinerlichen Stimme und trat zum ersten Mal in Vaelins Blickfeld. Er war klein und drahtig, mit spitzem Gesicht und Bartflaum auf dem knochigen Kinn. Den linken Arm hielt er an die Brust gedrückt, und von einem durchweichenden Verband lief unablässig Blut über seine dünnen Finger. »Das ist er bestimmt. Er muss es sein.« Der Mann klang verzweifelt. »Du hast ja gehört, was der andere gesagt hat.«

*Der andere?* Vaelin spitzte die Ohren. Ihm war immer noch übel, aber in seinem Herzen regte sich Wut.

»Der hat mir einen ziemlichen Schreck eingejagt«, erwiderte der stämmige Mann mit einem Schaudern. »Dem hätte ich nicht mal über den Weg getraut, wenn er behauptet hätte, der Himmel sei blau.« Er schaute erneut in den Sack und holte dann den Inhalt heraus: ein triefender Kopf, den er an den Haaren hochhielt und hin und her drehte, um die schlaffen, verzerrten Gesichtszüge zu betrachten. Vaelin hätte sich ein weiteres Mal übergeben, wäre sein Magen nicht schon leer gewesen. *Mikehl! Sie haben Mikehl umgebracht.*

»Er könnte es schon sein«, grübelte der stämmige Mann. »Ein Gesicht verändert sich im Tod. Ich seh nur nicht viel Familienähnlichkeit.«

»Brak wird es wissen. Er hat gesagt, dass er den Jungen schon mal gesehen hat.« Der Jammerlappen trat wieder außer Sicht. »Wo bleibt er eigentlich? Er hätte doch längst hier sein müssen.«

»Ja«, stimmte der stämmige Mann zu und steckte die Trophäe wieder in den Sack zurück. »Glaube nicht, dass er noch auftauchen wird.«

Der Jammerlappen schwieg einen Moment, bevor er murmelte: »Scheiß Ordensbälger.«

*Brak ... Er hatte also einen Namen.* Vaelin fragte sich kurz, ob wohl jemand ein Trauermedaillon für Brak tragen würde, ob seine Witwe, seine Mutter oder sein Bruder ein Dankesgebet sprechen würden für all die Güte und Weisheit, die er im Leben verbreitet hatte. Aber da Brak ein Meuchelmörder gewesen war, der im Wald kleinen Kindern auflauerte, bezweifelte er es. Niemand würde um Brak trauern ... und um diese beiden sicherlich auch nicht. Seine Faust schloss sich um seinen Bogen. Er hob ihn und zielte auf die Kehle des stämmigen Mannes. Ihn würde er töten und den anderen verwunden – ein Pfeil ins Bein oder in den Bauch sollte genügen. Dann würde er ihn zum Reden bringen und ihn anschließend ebenfalls umbringen. *Für Mikehl.*

Irgendwo in der Dunkelheit ertönte ein gefährliches Knurren.

Vaelin wirbelte herum und hob den Bogen – zu spät. Er wurde von einem aus harten Muskeln bestehenden Körper zu Boden gerissen. Der Bogen fiel ihm aus der Hand. Er tastete nach seinem Messer und trat dabei wild um sich, ohne etwas zu treffen. Als er auf die Beine kam, hörte er Schreie der Furcht und des Schmerzes. Etwas Feuchtes tropfte auf sein Gesicht, etwas, das ihm in den Augen brannte. Er taumelte rückwärts und nahm dabei den beißenden Eisengeschmack von Blut auf der Zunge wahr. Hektisch wischte er sich über die Augen. Als er schließlich wieder etwas sehen konnte, gewahrte er auf dem jetzt stillen Lagerplatz zwei gelbe Augen, die über einer rotbefleckten Schnauze im Feuerschein funkelten. Die Augen bohrten sich in die seinen, blinzelten kurz, dann war der Wolf verschwunden.

Zusammenhanglose Gedankenketten wirbelten ihm durch den Kopf. *Er ist mir gefolgt ... Du bist wunderschön ... Er ist mir gefolgt, um die Männer zu töten ... Schöner Wolf ... Sie haben Mikehl umgebracht ... Keine Familienähnlichkeit ...*

HÖR AUF!

Er bezwang den Strom seiner Gedanken und holte tief Luft. Dann nahm er all seinen Mut zusammen und näherte sich dem Lager. Der stämmige Mann lag auf dem Rücken; seine Hände griffen nach einer Kehle, die nicht mehr vorhanden war. Auf seinem Gesicht lag ein Ausdruck von Furcht. Der Jammerlappen hatte es noch geschafft, ein paar

Schritte wegzulaufen, bevor auch ihn der Tod ereilt hatte. Sein Kopf war verdreht und stand in einem unnatürlichen Winkel zu seinen Schultern. Dem Gestank nach zu urteilen, der ihn umgab, hatte ihn am Ende ebenfalls die Furcht überwältigt. Von dem Wolf war nichts zu sehen. Vaelin hörte nur das Flüstern des Unterholzes, das sich im Wind bewegte.

Zögernd wandte er sich dem Sack zu, der noch immer zwischen den Füßen des stämmigen Mannes lag. *Was kann ich für Mikehl tun?*



»Mikehl ist tot«, berichtete Vaelin Meister Sollis, während ihm das Wasser vom Gesicht troff. Auf den letzten Meilen hatte es angefangen zu regnen, und als er endlich den Hügel vor dem Tor erklommen hatte, war er völlig durchnässt gewesen. Das Entsetzen über das Geschehen im Wald steckte ihm noch in den Knochen, und er war so erschöpft, dass er nur wenige Worte über die Lippen brachte. »Meuchelmörder im Wald.«

Sollis streckte die Hand aus, um ihn zu stützen. Vaelin schwankte – er hatte plötzlich das Gefühl, dass seine Beine ihn nicht mehr zu tragen vermochten. »Wie viele?«

»Drei. Die ich gesehen habe, jedenfalls. Sie sind tot.« Er reichte Sollis die Befiederung, die er von seinem Pfeil abgeschnitten hatte.

Sollis bat Meister Hutral, am Tor zu wachen, und führte Vaelin ins Ordenshaus. Statt zum Schlafsaal der Jungen im Nordturm brachte er ihn in sein eigenes Quartier, einem kleinen Zimmer in der Bastion der Südmauer. Er legte Feuerholz auf, befahl Vaelin, seine nassen Kleider auszuziehen, und gab ihm eine warme Decke, während das Feuer im Kamin zu prasseln begann.

»Also gut«, sagte er und reichte Vaelin einen Becher warme Milch. »Berichte mir, was passiert ist. Alles, woran du dich erinnerst. Lass nichts aus.«

So erzählte Vaelin ihm von dem Wolf und dem Unbekannten, den er getötet hatte, von dem Jammerlappen und dem stämmigen Mann ... und von Mikehl.

»Wo sind sie?«

»Wovon spricht Ihr, Meister?«

»Mikehls ... sterbliche Überreste.«

»Ich habe sie begraben.« Vaelin unterdrückte ein Schaudern und trank noch einen Schluck Milch; die Wärme brannte sich in ihn hinein. »Ich habe mit dem Messer ein Loch gegraben. Es war das Einzige, was mir einfiel.«

Meister Sollis nickte und betrachtete die Befiederung in seiner Hand; der Blick in seinen blassen Augen war nicht zu deuten. Vaelin schaute sich in dem Zimmer um, das weniger spartanisch eingerichtet war, als er vermutet hätte. An der Wand hingen mehrere Waffen: eine Streitaxt, ein langer Speer mit einer Eisenspitze, eine Art Knüppel mit einem steinernen Kopf sowie mehrere Dolche und Messer von verschiedener Machart. In einem Regal standen einige Bücher, auf denen kein Staub lag, was darauf hindeutete, dass sie nicht nur Zierde waren. Gegenüber hing ein Wandbehang – eine auf einen Holzrahmen gespannte Ziegenhaut, die mit bizarren Strichmännchen und Vaelin unbekanntem Symbolen bemalt war.

»Eine lonakische Kriegsflagge«, sagte Sollis. Vaelin wandte den Blick ab; er kam sich vor wie ein Spion. Zu seiner Überraschung sprach Sollis weiter. »Männliche Kinder werden bei den Lonakern schon früh einer Kriegerschar zugeteilt. Jede Schar hat ihre eigene Flagge, und die Mitglieder leisten einen Blutschwur, sie mit ihrem Leben zu verteidigen.«

Vaelin wischte sich einen Wassertropfen von der Nase. »Was bedeuten die Symbole, Meister?«

»Das ist eine Auflistung der Schlachten, die die Schar geschlagen hat, der Zahl der abgeschlagenen Köpfe ihrer Gegner und der Ehren, die sie von ihrer Hohepriesterin erhalten haben. Die Lonaker legen viel Wert auf Geschichte. Kinder werden bestraft, wenn sie die Historie ihres Klans nicht wiedergeben können. Die Lonaker sollen eine der größten Bibliotheken der Welt besitzen, die jedoch kein Außenstehender je zu Gesicht bekommen hat. Sie lieben Geschichten und sitzen stundenlang am Lagerfeuer, um ihren Schamanen zuzuhören. Am liebsten mögen sie Heldenmärchen von Kriegerscharen, die trotz zahlenmäßig überlegener Gegner in einer Schlacht den Sieg davontragen, von mutigen, einsamen Kämpfern, die in den Eingeweiden der Erde nach verlo-

renen Talismanen suchen ... oder von Jungen, die mit der Hilfe eines Wolfes Meuchelmörder im Wald töten.«

Vaelin warf ihm einen scharfen Blick zu. »Das ist kein Märchen, Meister.«

Sollis legte ein weiteres Holzscheit aufs Feuer; Funken sprühten. Mit einem Schürhaken stieß er die brennenden Scheite an und sprach weiter, ohne Vaelin anzusehen. »Die Lonaker kennen das Wort ›Geheimnis‹ nicht. Hast du das gewusst? Für sie ist alles bedeutsam. Alles muss niedergeschrieben, aufgezeichnet und immer wieder neu erzählt werden. Ein solcher Glaube ist unserem Orden fremd. Wir haben Schlachten gekämpft, die Hunderte von Menschen das Leben gekostet haben, und nicht ein Wort ist jemals darüber niedergeschrieben worden. Der Orden kämpft, aber häufig kämpft er im Verborgenen, ohne Ruhm oder Belohnung. Wir besitzen keine Flaggen.« Er warf die Befiederung von Vaelins Pfeil ins Feuer; die feuchten Federn zischten in den Flammen, rollten sich zusammen und vergingen. »Mikehl wurde von einem Bären getötet. Im Urlisch ein seltener Anblick, aber manche streifen noch in den Tiefen des Waldes umher. Du hast seine sterblichen Überreste gefunden und mir Bericht erstattet. Morgen wird Meister Hutral sie holen gehen, und wir werden unseren gefallenen Bruder dem Feuer überantworten und ihm für das Geschenk seines Lebens danken.«

Vaelin spürte weder Erschrecken noch Überraschung. Es war offensichtlich, dass es hier um mehr ging, als er begreifen konnte. »Warum habt Ihr mich davor gewarnt, den anderen zu helfen, Meister?«

Sollis starrte eine Weile lang ins Feuer, und Vaelin glaubte schon, dass er gar nicht antworten würde, als er schließlich sagte: »Wenn wir in den Orden eintreten, geben wir jede Verbindung zu unseren Familien auf. Für uns ist das selbstverständlich, für Außenstehende jedoch nicht. Manchmal bietet der Orden keinen Schutz gegen die Fehden, die außerhalb unserer Mauern herrschen. Wir können euch nicht immer behüten. Bei den anderen war es unwahrscheinlich, dass ihnen jemand nach dem Leben trachten würde.« Die Faust, mit der er den Schürhaken umklammert hielt, war weiß, und seine Wangenmuskeln zuckten vor unterdrücktem Zorn. »Ich habe mich geirrt. Und Mikehl hat den Preis dafür bezahlt.«

Mein Vater, dachte Vaelin. Sie wollten mich töten, um ihn damit zu treffen. Wer immer sie sind, sie kennen meinen Vater schlecht.

»Meister, was ist mit dem Wolf? Warum sollte ein Wolf mir helfen?«

Meister Sollis legte den Schürhaken beiseite und rieb sich nachdenklich das Kinn. »Das ist eine Sache, die ich nicht verstehe. Ich bin weit gereist und habe vieles gesehen, aber noch nie ist mir ein Wolf untergekommen, der Menschen tötet, noch dazu, ohne sich an ihnen gütlich zu tun.« Er schüttelte den Kopf. »Wölfe machen so etwas nicht. Da steckt etwas anderes dahinter. Etwas, das mit dem Dunklen zu tun hat.«

Vaelin erschauerte. *Das Dunkle*. Die Diener im Hause seines Vaters hatten gelegentlich davon gesprochen, meist im Flüsterton, wenn sie glaubten, niemand könne sie hören. Vom Dunklen redeten die Menschen, wenn Dinge geschahen, die eigentlich nicht geschehen sollten – Kinder, die mit dem Blutzeichen im Gesicht geboren wurden, Hunde, die Katzenwelpen auf die Welt brachten, Schiffe, die ohne Mannschaft auf See treibend entdeckt wurden. *Das Dunkle*.

»Zwei deiner Brüder sind schon vor dir eingetroffen«, sagte Sollis. »Du gehst jetzt besser und berichtest ihnen von Mikehls Tod.«

Die Befragung war eindeutig vorbei. Mehr würde Sollis ihm nicht erzählen. Es war beinahe traurig. Meister Sollis war ein sehr weiser Mann, der nicht nur wusste, wie man ein Schwert richtig hielt oder in welchem Winkel man einem Gegner die Klinge ins Auge stoßen musste, sondern der darüber hinaus auch viele Geschichten kannte. Aber Vaelin ahnte, dass diese nur selten jemand zu hören bekam. Liebend gern hätte er noch mehr über die Lonaker erfahren, über ihre Kriegerscharen und ihre Hohepriesterin. Er wollte mehr über das Dunkle wissen. Doch Sollis' Augen waren mit jenem entrückten Blick auf das Feuer gerichtet, den Vaelin von seinem Vater kannte. Deshalb stand er auf und sagte nur: »Ja, Meister.« Er trank die restliche Milch aus, zog die Decke fester um seinen Körper und nahm auf dem Weg zur Tür seine nassen Kleider mit.

»Erzähle niemandem davon, Sorna.« Sollis' Stimme klang herrisch; es war derselbe Tonfall wie der, bevor er seinen Rohrstock schwang. »Du darfst es niemandem verraten. Dieses Geheimnis könnte deinen Tod bedeuten.«

»Ja, Meister«, wiederholte Vaelin. Er ging in den kühlen Korridor hinaus und machte sich zitternd auf den Weg zum Nordturm; es war so schrecklich kalt, dass er schon fürchtete zusammenzubrechen, bevor er die Treppe erklommen hatte, aber die Milch, die Meister Sollis ihm gegeben hatte, spendete ihm genügend Wärme und Kraft, dass er es bis nach oben schaffte.

Als er durch die Tür in den Schlafsaal stolperte, sah er Dentos und Barkus auf ihren Betten liegen; ihre Gesichter waren von Erschöpfung gezeichnet. Seine Ankunft schien sie wieder etwas zu beleben. Sie standen beide auf, um ihn mit einem Klaps auf den Rücken und ein paar gezwungen wirkenden Witzen zu begrüßen.

»Hast wohl Schwierigkeiten, dich im Dunkeln zurechtzufinden, was?« Barkus lachte. »Ich hätte es als Erster geschafft, wenn mich nicht die Strömung erwischt hätte.«

»Was für eine Strömung?«, fragte Vaelin, ein wenig verwundert über die herzliche Begrüßung.

»Ich bin an der falschen Stelle in den Fluss gestiegen«, erklärte Barkus. »Dort, wo er sich verengt. Ich dachte, mein letztes Stündlein hätte geschlagen, das kann ich dir sagen. Bin direkt am Tor wieder rausgekommen, aber Dentos war vor mir da.«

Vaelin legte seine Kleider aufs Bett und ging zum Feuer, um sich aufzuwärmen. »Du warst Erster, Dentos?«

»Ja. Ich war mir sicher, dass Caenis der Erste sein würde, aber er ist bisher noch nicht aufgetaucht.«

Das überraschte auch Vaelin; Caenis kannte sich von ihnen allen im Wald am besten aus. Aber er besaß weder Barkus' Kraft noch Dentos' Schnelligkeit.

»Zumindest haben wir die anderen Trupps übertrumpft«, sagte Barkus und meinte damit die Jungen der anderen Gruppen. »Von denen ist bisher noch keiner hier angekommen, faule Hunde!«

»Ja«, stimmte Dentos zu. »Unterwegs sind mir ein paar von ihnen begegnet. Verloren wie Jungfrauen im Bordell.«

Vaelin runzelte die Stirn. »Was ist ein Bordell?«

Die anderen beiden tauschten belustigte Blicke aus, und Barkus wechselte das Thema. »Wir haben ein paar Äpfel aus der Küche geschmuggelt.« Er schlug seine Bettdecke zurück, um Vaelin ihre Beute

zu zeigen. »Und dazu einige Pasteten. Wenn die anderen hier sind, lassen wir es uns richtig gut gehen.« Er biss herzhaft in einen Apfel. Das Stehlen war ihnen allen zur Gewohnheit geworden, und sie dachten sich gar nichts mehr dabei; alles, was auch nur den geringsten Wert besaß, konnte jederzeit verschwinden und musste sicher versteckt werden. Das Stroh in ihren Matratzen hatten sie schon längst durch gestohlene Stoff- und Lederfetzen ersetzt. Diebstahl wurde meist streng bestraft. Die Strafe wurde jedoch nicht von einer Moralpredigt begleitet, und so wurde ihnen schon bald klar, dass sie nicht für das Stehlen selbst bestraft wurden, sondern dafür, dass sie sich hatten erwischen lassen. Barkus war der beste Dieb von ihnen, besonders, wenn es um Essen ging, dicht gefolgt von Mikehl, der vor allem Kleidung stahl ... Mikehl.

Vaelin starrte ins Feuer und biss sich auf die Lippe, während er überlegte, wie er die Lüge am besten in Worte fassen sollte. *Das ist keine schöne Sache*, dachte er. *Seine Freunde zu belügen ist nicht leicht*. »Mikehl ist tot«, sagte er schließlich. Ihm fielen keine besseren Worte ein, und das plötzliche Schweigen setzte ihm noch mehr zu. »Er ... wurde von einem Bären getötet. Ich ... ich habe seine Überreste gefunden.« Hinter sich hörte er, wie Barkus das Stück Apfel ausspuckte, auf dem er herumgekaut hatte. Dentos setzte sich mit einem Rascheln auf sein Bett. Vaelin biss die Zähne zusammen und sprach weiter: »Meister Hutral wird die Leiche morgen holen gehen, damit wir sie verbrennen können.« Im Kamin knackte ein Holzsplit. Die Kälte war fast vollständig aus seinem Körper gewichen, und die Hitze ließ seine Haut kribbeln. »Um uns für das Geschenk von Mikehls Leben zu bedanken.«

Die beiden anderen Jungen schwiegen. Vaelin glaubte, Dentos weinen zu hören, brachte es jedoch nicht übers Herz, sich umzudrehen und nach ihm zu sehen. Nach einer Weile trat er vom Feuer weg und ging zu seinem Bett, wo er seine Kleider zum Trocknen ausbreitete, den Bogen abspannte und seinen Köcher verstaute.

Die Tür ging auf, und Nortah kam herein, vom Regen durchnässt, aber triumphierend. »Vierter!«, jubelte er. »Ich war mir sicher, dass ich Letzter sein würde.« Vaelin hatte ihn noch nie so fröhlich gesehen. Die gedrückte Stimmung im Schlafsaal schien er gar nicht wahrzunehmen.

»Dabei habe ich mich sogar zweimal verlaufen.« Nortah lachte und

ließ seine Ausrüstung aufs Bett fallen. »Außerdem habe ich einen Wolf gesehen.« Er ging zum Feuer und streckte die Hände aus, um sich aufzuwärmen. »Ich hatte solche Angst, dass ich förmlich zur Salzsäule erstarrt bin.«

»Du hast einen Wolf gesehen?«, fragte Vaelin.

»O ja. Ein Riesenvieh. Aber ich glaube, er hatte schon gefressen. An seiner Schnauze klebte Blut.«

»Was für ein Bär?«, fragte Dentos.

»Wie bitte?«

»War es ein schwarzer oder ein brauner? Die Braunen sind größer und angriffslustiger. Die Schwarzen halten sich meist von Menschen fern.«

»Kein Bär«, erwiderte Nortah verwirrt. »Ein Wolf, habe ich gesagt.«

»Ich weiß es nicht«, beantwortete Vaelin Dentos' Frage. »Ich habe ihn nicht gesehen.«

»Woher weißt du dann, dass es ein Bär war?«

»Mikehl wurde von einem Bären getötet«, klärte Barkus Nortah auf.

»Wegen der Klauenabdrücke«, sagte Vaelin. Lügen war noch schwieriger, als er gedacht hatte. »Außerdem waren nur noch ... Reste von ihm übrig.«

»Reste?«, rief Nortah angewidert. »Von Mikehl waren bloß noch Reste übrig?!«

»Weil mein Onkel nämlich gesagt hat, dass es im Urlisch keine Braunbären gibt«, fuhr Dentos in schleppendem Tonfall fort. »Die leben nur im Norden.«

»Bestimmt war es der Wolf, den ich gesehen habe«, flüsterte Nortah erschrocken. »Der Wolf hat Mikehl gefressen. Und ich wäre sein nächstes Opfer gewesen, wenn er nicht schon satt gewesen wäre.«

»Wölfe fressen keine Menschen«, sagte Dentos.

»Vielleicht hatte er Tollwut.« Nortah ließ sich auf sein Bett sinken. »Ich wäre beinahe von einem tollwütigen Wolf gefressen worden!«

Und so ging es weiter. Nach und nach trafen die anderen Jungen ein, müde und durchnässt, aber erleichtert, weil sie die Prüfung bestanden hatten. Ihr Lächeln schwand jedoch, sobald sie die Neuigkeit erfuhren. Dentos und Nortah stritten sich über Wölfe und Bären, und Barkus verteilte seine magere Beute, die sie schweigend verzehrten. Vaelin wi-

ckelte sich in seine Decke und versuchte, den Anblick von Mikehls schlaffen, leblosen Gesichtszügen zu vergessen und wie sich die Haut des Toten durch den Stoff des Sacks angefühlt hatte, als er im Waldboden ein flaches Grab ausgehoben hatte ...

Ein paar Stunden später erwachte er zitternd vor Kälte. Die letzten Überreste eines Traums verflüchtigten sich, während sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnten. Er war dankbar dafür, dass der Traum verfliegen war – die wenigen Bilder, die in seinem Geist verblieben waren, deuteten darauf hin, dass es besser war, sich nicht an ihn zu erinnern. Die anderen Jungen schliefen, Barkus schnarchte ausnahmsweise einmal leise, und das Feuer im Kamin war fast erloschen. Vaelin stolperte aus dem Bett, um das Feuer neu zu entfachen; die Dunkelheit im Schlafsaal ängstigte ihn plötzlich mehr als die Finsternis des Waldes.

»Da sind keine Holzscheite mehr, Bruder.«

Er drehte sich um und sah Caenis auf seinem Bett sitzen. Er war noch angezogen; seine Kleider glänzten feucht im trüben Mondlicht, das durch die Fensterläden hereinfiel. Sein Gesicht war im Dunkeln nicht zu erkennen.

»Wann bist du zurückgekommen?«, fragte Vaelin und rieb seine Hände, um sie aufzuwärmen. Noch nie war ihm so kalt gewesen.

»Vor einer Weile.« Caenis' Stimme klang seltsam hohl und gefühllos.

»Hast du schon gehört, was mit Mikehl passiert ist?« Vaelin begann auf und ab zu laufen, um seine Muskeln zu bewegen.

»Ja«, erwiderte Caenis. »Nortah hat gesagt, es sei ein Wolf gewesen. Dentos hat von einem Bären gesprochen.«

Vaelin runzelte die Stirn. Die Stimme seines Bruders hatte beinahe belustigt geklungen. Er zuckte mit den Achseln. Jeder von ihnen hatte auf die Nachricht anders reagiert. Jennis, Mikehls engster Freund, hatte sogar lauthals gelacht, als sie ihm von Mikehls Tod berichtet hatten. Barkus hatte ihm eine Backpfeife versetzen müssen, damit er aufhörte.

»Es war ein Bär«, sagte Vaelin.

»Tatsächlich?« Vaelin war sich sicher, dass Caenis sich nicht bewegt hatte, aber er hatte das Gefühl, als hätte dieser fragend den Kopf schief gelegt. »Dentos hat gesagt, du hättest ihn gefunden. Das war bestimmt schlimm.«

*Mikehls Blut war dickflüssig; es gerann im Sack, sickerte durch den Stoff*

*und beschmierte seine Hände ...* »Ich hatte eigentlich damit gerechnet, dass du schon hier sein würdest, wenn ich eintreffe.« Vaelin zog sich die Decke fester um die Schultern. »Ich habe mit Barkus um einen Nachmittag im Garten gewettet, dass du als Erster hier auftauchen würdest.«

»Das wäre ich auch. Aber etwas hat mich aufgehalten. Ich habe im Wald etwas gefunden, das ich mir nicht erklären konnte. Vielleicht kannst du mir ja weiterhelfen? Dort lag ein Toter, dem ein Pfeil in der Kehle steckte. Ein Pfeil ohne Befiederung.«

Vaelins Zittern wurde so stark, dass ihm die Decke entglitt und auf den Boden fiel. »In den Wäldern wimmelt es nur so von Gesetzlosen, habe ich gehört«, stammelte er.

»Ja. So muss es sein, denn ich habe noch zwei weitere gefunden. Sie wurden nicht mit Pfeilen getötet, sondern vielleicht von einem Bären, genau wie Mikehl. Womöglich sogar von demselben Bären.«

»W-womöglich.« *Was ist das?* Vaelin hielt eine Hand hoch und betrachtete seine bebenden Finger. *Mein Zittern rührt doch nicht nur von der Kälte her. Es ist mehr als das ...* Plötzlich verspürte er den unbändigen Drang, Caenis alles zu erzählen, ihm sein Herz auszuschütten, sich ihm anzuvertrauen. Schließlich war Caenis sein Freund. Sein bester Freund. Wem sollte er es sonst erzählen? Verfolgt von Meuchelmördern brauchte er einen Freund, der ihm den Rücken stärkte. Sie würden der Bedrohung gemeinsam entgegentreten ...

*Du darfst es niemandem verraten ... Dieses Geheimnis könnte deinen Tod bedeuten.* Sollis' Worte ließen ihn schweigen. Sein Entschluss war gefasst. Caenis war sein Freund, das schon, aber er konnte ihm die Wahrheit nicht sagen. Dieses Geheimnis war zu bedeutsam für ein geflüsteretes Gespräch unter Jungen.

Er spürte, wie das Zittern nachließ. Eigentlich war es gar nicht so kalt. Die grauenhafte Nacht im Wald hatte Spuren in ihm hinterlassen, die vielleicht nie mehr vergehen würden, aber er würde sich seiner Furcht stellen und sie überwinden. Ihm blieb keine andere Wahl.

Er hob die Decke vom Boden auf und ging wieder ins Bett zurück. »Der Urlisch ist wahrlich nicht ungefährlich«, sagte er. »Zieh lieber deine Sachen aus, Bruder. Meister Sollis wird dich verprügeln, wenn du morgen zu durchgefroren bist, um zu üben.«

Caenis saß schweigend da, und ein leises Seufzen kam von seinen

Lippen. Nach einer Weile stand er auf, um sich auszuziehen, seine Kleider mit der üblichen Sorgfalt auszubreiten und seine Waffen zu verstauen, bevor er ins Bett schlüpfte.

Vaelin lag auf dem Rücken und hoffte trotz der schlimmen Träume, die ihn erwarteten, dass er bald einschlafen würde. Er wünschte sich, die Nacht wäre vorüber und die Wärme der Morgensonne würde all das Blut und die Furcht aus seiner Seele wegbrennen. *Ist dies das Los eines Kriegers?*, fragte er sich. *Sein Leben zitternd im Dunkeln zu verbringen?*

Caenis' Stimme war kaum mehr als ein Wispern, aber Vaelin hörte ihn dennoch sehr deutlich. »Ich bin froh, dass du am Leben bist, Bruder. Dass du es durch den Wald geschafft hast.«

*Kameradschaft*, dachte er. *Ebenfalls das Los eines Kriegers. Man teilt sein Leben mit denen, die für einen sterben würden.* Die Furcht und die Übelkeit in seinem Magen verschwanden dadurch nicht, aber die Trauer legte sich ein wenig. »Ich bin auch froh, dass du es geschafft hast, Caenis«, flüsterte er zurück. »Tut mir leid, dass ich dir bei deinem Rätsel nicht weiterhelfen konnte. Du solltest mit Meister Sollis reden.«

Er sollte nie erfahren, ob das, was Caenis als Nächstes über die Lippen kam, ein Lachen oder ein Seufzen war. Jahre später würde er sich fragen, wie viel Leid er sich selbst und anderen hätte ersparen können, wenn er nur genau zugehört hätte. In diesem Moment hielt er es für ein Seufzen und die Worte, die folgten, für eine einfache Feststellung von Tatsachen: »Oh, ich denke, dass uns in Zukunft noch einige Rätsel erwarten.«



Sie errichteten den Scheiterhaufen auf dem Übungsplatz, fällten einige Bäume im Wald und stapelten die Holzstücke unter Meister Sollis' Anleitung auf. An diesem Tag waren sie von den Leibesübungen befreit, aber die Arbeit war auch so schwer genug. Nachdem sie stundenlang frisch gesägtes Holz auf den Wagen geladen hatten, um es zum Ordenshaus zu bringen, taten Vaelin sämtliche Muskeln weh, aber er widerstand der Versuchung, sich zu beschweren. Einen Tag Arbeit hatte Mikelh mindestens verdient. Meister Hutral kehrte am frühen Nachmittag

mit einem Pony zurück, auf dessen Rücken ein fest verschnürtes Bündel lag. Die Jungen hielten kurz bei der Arbeit inne, als er auf dem Weg zum Tor an ihnen vorbeikam, und betrachteten die in Tuch gewickelte Leiche.

*Es wird wieder geschehen*, wurde Vaelin klar. *Mikehl war lediglich der Erste. Wen wird es als Nächsten treffen? Dentos? Caenis? Mich?*

»Wir hätten ihn fragen sollen«, sagte Nortah, nachdem Meister Hutral durch das Tor verschwunden war.

»Was hätten wir ihn fragen sollen?«, erkundigte sich Dentos.

»Ob es ein Wolf war oder ein Bär...« Er duckte sich und entging nur knapp dem Holzstück, das Barkus nach ihm geworfen hatte.

Die Lehrer legten die Leiche auf den Scheiterhaufen, als die Jungen am frühen Nachmittag auf den Übungsplatz marschierten. Es waren über vierhundert, die in einzelnen Trupps antraten. Nachdem Sollis und Hutral vom Scheiterhaufen zurückgetreten waren, ging der Aspekt mit einer brennenden Fackel in seiner knochigen, narbenübersäten Hand nach vorn. Er stand neben dem Scheiterhaufen und ließ den Blick über die versammelten Schüler schweifen, sein Gesicht wie immer völlig ausdruckslos. »Wir sind heute hier versammelt, um Zeuge zu werden, wie das Gefäß, das unseren Bruder einst durchs Leben trug, in den Flammen vergeht«, sagte er mit leiser Stimme, die dennoch über den ganzen Platz hallte.

»Wir sind hier, um ihm für seine guten Taten und seinen Mut zu danken und ihm alle Momente der Schwäche zu verzeihen. Er war unser Bruder und ist während des Dienstes im Orden gefallen – eine Ehre, die uns am Ende alle erwartet. Nun ist er in den Kreis der Ahnen eingegangen, und sein Geist wird sich ihnen anschließen, um uns zu lenken. Denkt jetzt an ihn, dankt ihm und vergebt ihm, erinnert euch an ihn, jetzt und für alle Zeit.«

Er senkte die Fackel zum Scheiterhaufen und hielt sie an die Apfelholzspäne, die die Jungen in die Lücken zwischen dem Holz gesteckt hatten. Bald begannen die Flammen zu lodern, und Rauch stieg auf; der süße Apfelholzgeruch wurde dabei vom Gestank brennenden Fleisches erstickt.

Während Vaelin die Flammen betrachtete, versuchte er sich an Mikehls mutige Taten zu erinnern, um diese für den Rest seines Lebens im

Gedächtnis zu behalten, doch ihm fiel nur ein, wie Mikehl einmal zusammen mit Barkus Pfeffer in die Futterbeutel in den Ställen getan hatte. Meister Rensial wäre von einem neu erworbenen Hengst beinahe zu Tode getrampelt worden, als er ihm einen der Beutel über das Maul gestülpt hatte. War das mutig gewesen? Mikehl war hart bestraft worden, wenngleich er und Barkus geschworen hatten, der Streich sei es wert gewesen. Und Meister Rensial hatte den Vorfall in seiner Verwirrtheit bald schon wieder vergessen gehabt.

Vaelin sah zu, wie die Flammen den verstümmelten Leib verzehrten, der einst sein Freund gewesen war, und dachte: *Es tut mir leid, Mikehl. Es tut mir leid, dass du wegen mir sterben musstest. Und dass ich nicht da war, um dich zu retten. Wenn ich kann, werde ich eines Tages herausfinden, wer diese Männer in den Wald geschickt hat, und sie werden für dein Leben bezahlen. Ich danke dir von Herzen.*

Er blickte sich um und sah, dass die meisten Jungen bereits zum Abendessen gegangen waren. Nur sein Trupp war noch da – selbst Nortah, der jedoch eher gelangweilt als traurig aussah. Jennis weinte leise, die Arme um den Leib geschlungen; die Tränen strömten ihm übers Gesicht.

Caenis legte Vaelin eine Hand auf die Schulter. »Wir sollten essen gehen. Unser Bruder ist fort.«

Vaelin nickte. »Ich musste an den Vorfall in den Ställen denken. Weißt du noch? Die Futterbeutel?«

Caenis grinste. »Ich erinnere mich. Ich war neidisch, dass mir das nicht eingefallen ist.« Sie gingen zum Speisesaal; Jennis, der immer noch weinte, wurde von Barkus mitgezogen. Die anderen tauschten Erinnerungen an Mikehl aus, während das Feuer hinter ihnen weiterbrannte und seinen Leib in Asche verwandelte. Am nächsten Morgen waren die Überreste des Scheiterhaufens bereits fortgeschafft, nur ein schwarzer Aschekreis blieb im Gras zurück. Und im Laufe der Monate und Jahre, die danach folgten, sollte selbst dieser verblassen.

## DRITTES KAPITEL

Die Tage kamen und gingen; sie machten ihre Leibesübungen, lernten und kämpften. Aus Sommer wurde Herbst, und dann senkte sich der Winter mit Regenschauern und peitschendem Wind übers Land. Die Regengüsse wichen alsbald den Schneestürmen, wie sie im Monat Ollanasur in Asrael üblich waren. Nachdem nun Mikehls Leiche auf dem Scheiterhaufen verbrannt war, wurde sein Name kaum noch erwähnt; die Jungen vergaßen ihn zwar nicht, aber sie sprachen auch nicht über ihn. Er war fort. Als mit dem Wintereinbruch ein Schwung neuer Rekruten durch das Tor marschiert kam, erlebten sie das seltsame Gefühl, nicht mehr die Jüngsten zu sein. Die unangenehmsten Aufgaben im Ordensalltag würden von nun an andere erledigen. Beim Anblick der Neuankömmlinge fragte sich Vaelin, ob er auch einmal so jung und einsam ausgesehen hatte. Er war kein Kind mehr, das wusste er, und seine Kameraden waren es ebenso wenig. Sie hatten sich gewandelt. Sie waren nicht mehr wie andere Jungen. Und er hatte sich von ihnen allen am meisten verändert – er war ein Mörder geworden.

Seit jener Nacht im Wald schlief er unruhig und erwachte häufig schwitzend und zitternd in der Dunkelheit. In seinen Träumen sah er Mikehl mit seinem schlaffen, leblosen Gesicht vor sich. Sein Bruder fragte ihn, warum er ihn nicht gerettet hatte. Manchmal träumte er

auch von dem Wolf, der ihn stumm anstarrte und sich das Blut von der Schnauze leckte. In seinen Augen lag eine Frage, die Vaelin nicht ganz begriff. Selbst die zerfetzten, blutigen Gesichter der Meuchelmörder verfolgten ihn im Schlaf und schrien ihm hasserfüllte Verwünschungen entgegen, die ihn mit trotzigem, reuelosen Worten auf den Lippen auffahren ließen: »Mörder! Abschaum! Mögen eure Leichen verrotten!«

»Vaelin?« Meist war es Caenis, der davon wach wurde, manchmal auch einer der anderen Jungen, aber meistens Caenis.

Für gewöhnlich log Vaelin und behauptete, er hätte von seiner Mutter geträumt, wobei er sich schuldig fühlte, weil er die Erinnerung an sie dazu benutzte, um die Wahrheit zu verschleiern. Dann redeten sie eine Weile, bis Vaelin sich wieder müde genug fühlte, um weiterschlafen zu können. Caenis erwies sich als unerschöpflicher Quell von Geschichten. Er kannte sämtliche Glaubenslegenden auswendig und darüber hinaus noch einige andere, insbesondere über den König.

»König Janus ist ein großer Mann«, beteuerte er stets. »Er hat mit Schwert und Glauben unser Land zusammengeschmiedet.« Immer wieder wollte Caenis die Geschichte von Vaelins Begegnung mit dem König hören, wie der große, rothaarige Mann Vaelin übers Haar gestrichen und mit einem tiefen Lachen gesagt hatte: »Ich hoffe, du hast den Arm deines Vaters geerbt, mein Junge.« In Wahrheit erinnerte Vaelin sich kaum noch an den König. Er war erst acht Jahre alt gewesen, als sein Vater ihn zu der Audienz im Palast mitgenommen hatte. Die Pracht des Palastes und die kostbaren Kleider der versammelten Edelleute waren ihm allerdings sehr genau im Gedächtnis geblieben. König Janus hatte einen Sohn und eine Tochter, einen ernst dreinblickenden Jungen von etwa siebzehn Jahren und ein Mädchen in Vaelins Alter, das ihm hinter dem langen, hermelingesäumten Umhang ihres Vaters hervor finstere Blicke zuwarf. Damals war der König bereits Witwer; die Königin war im vorangegangenen Sommer gestorben. Es hieß, des Königs Herz sei gebrochen, und er wolle keine andere mehr zur Frau nehmen. Vaelin erinnerte sich, dass das Mädchen – seine Mutter hatte sie Prinzessin genannt – stehen geblieben war, während der König schon zum nächsten Gast weitergeschritten war. Mit kaltem Blick hatte sie ihn gemustert. »Dich werde ich niemals heiraten«, hatte sie hochmütig gesagt. »Du bist schmutzig.« Damit war sie hinter ihrem Vater

hergeeilt, ohne sich noch einmal umzudrehen. Vaelins Vater hatte gelacht, was bei ihm selten vorkam, und gesagt: »Keine Sorge, mein Junge. Ich werde dich nicht dazu zwingen, sie zur Frau zu nehmen.«

»Wie hat er ausgesehen?«, fragte Caenis neugierig. »War er fast zwei Meter groß, wie es immer heißt?«

Vaelin zuckte mit den Achseln. »Groß war er tatsächlich. Aber ich weiß nicht genau wie groß. Und er hatte ein paar merkwürdige rote Male am Hals, als hätte er sich dort verbrannt.«

»In seinem siebenten Jahr lag er mit der Roten Hand darnieder«, berichtete Caenis mit der Stimme eines Geschichtenerzählers. »Zehn Tage lang schwitzte er Blut und litt Qualen, die einen Erwachsenen umgebracht hätten, bis das Fieber nachließ und er sich wieder erholte. Die Rote Hand, die in jede Familie des Landes den Tod brachte, konnte Janus nichts anhaben. Schon als Kind war sein Wille so stark, dass er nicht zu brechen war.«

Vaelin vermutete, dass Caenis auch viele Geschichten über seinen Vater kannte; erst seit seinem Eintritt in den Orden war ihm das wahre Ausmaß des Ruhmes, den sein Vater als Kriegsherr genoss, richtig bewusst geworden. Aber er bat Caenis nie darum, ihm welche zu erzählen. Für Caenis war Vaelins Vater eine Legende, ein Held, der während der Vereinigungskriege an der Seite des Königs gekämpft hatte. Für Vaelin war er ein Reiter, der vor zwei Jahren im Nebel verschwunden war.

»Wie lauten die Namen der Königskinder?«, fragte Vaelin. Aus irgendeinem Grund hatten ihm seine Eltern nie viel über den Königshof erzählt.

»Der Sohn des Königs und Thronerbe heißt Prinz Malcius und soll ein gelehriger und pflichtbewusster junger Mann sein. Der Name der Tochter lautet Prinzessin Lyrna, und dem Vernehmen nach wird ihre Schönheit schon bald selbst die ihrer verstorbenen Mutter in den Schatzen stellen.«

Das Leuchten, das in Caenis' Augen trat, wenn er über den König und seine Familie sprach, fand Vaelin manchmal ein wenig beunruhigend. Caenis' übliche grüblerische Miene verschwand in solchen Momenten gänzlich. Einen ähnlichen Ausdruck hatte Vaelin auf den Gesichtern von Menschen gesehen, die sich bei den Ahnen bedankten

und dann wirkten, als seien sie aus sich selbst herausgetreten und nur noch von reinem Glauben beherrscht.



Während der Winter weiter fortschritt und das Land mit Schnee bedeckte, begannen die Vorbereitungen für die Wildnisprüfung. Ihre Wanderungen mit Meister Hutril wurden ausgedehnter, seine Belehren ausführlicher und nachdrücklicher. Er ließ sie so lange durch den Schnee laufen, bis ihnen sämtliche Muskeln wehtaten. Nachlässigkeit und Unaufmerksamkeit wurden streng bestraft. Aber sie wussten nur zu gut, wie wichtig das Lernen war. Inzwischen waren sie lange genug beim Orden, dass die älteren Jungen sich gelegentlich dazu herabließen, ihnen Ratschläge zu geben; meist handelte es sich um Warnungen vor zukünftigen Gefahren, insbesondere was die Wildnisprüfung betraf: *Alle glaubten, er sei für immer verschwunden, doch im Frühjahr fand man seine Leiche, festgefroren an einem Baum ... Er hat versucht, Feuerbeeren zu essen, und sich die Seele aus dem Leib gekotzt ... Er hat sich in die Höhle einer Wildkatze verirrt, und als er wieder herauskam, trug er seine Gedärme im Arm ...* Zweifellos waren die Geschichten übertrieben, doch sie enthielten einen wahren Kern: Jedes Jahr kamen bei der Wildnisprüfung einige Jungen ums Leben.

Als es so weit war, wurden sie im Laufe eines Monats in kleinen Grüppchen hinaus in die Wildnis gebracht. Damit sollte die Wahrscheinlichkeit verringert werden, dass sie einander begegneten und sich gegenseitig halfen. Diese Prüfung musste jeder für sich allein bestehen. Erst fuhren sie mit einem Frachtkahn ein kleines Stück den Fluss hinauf, dann folgte eine lange Reise mit dem Pferdekarren eine schneebedeckte Straße entlang, die in das nur leicht bewaldete Hügel-land jenseits des Urlisch führte. Etwa alle zehn Meilen hielt Meister Hutril den Karren an und brachte einen der Jungen in den Wald, um kurz darauf zurückzukehren und erneut die Zügel aufzunehmen. Als Vaelin an der Reihe war, wurde er an einem kleinen Bach entlang zu einer Schlucht geführt.

»Hast du deinen Feuerstein?«, fragte Meister Hutril.

»Ja, Meister.«

»Schnur, eine frische Bogensehne und eine zusätzliche Decke?«

»Ja, Meister.«

Hutril nickte, dann verharrte er einen Moment, und sein Atem wölkte sich in der eisigen Luft. »Der Aspekt hat mir eine Nachricht an dich mitgegeben«, sagte er schließlich. Vaelin fand es merkwürdig, dass Hutril seinem Blick auswich. »Er sagt, dass wahrscheinlich Jagd auf dich gemacht werden wird, wann immer du den Schutz des Ordenshauses verlässt. Es steht dir deshalb frei, mit mir zurückzukehren und dich von der Prüfung ausnehmen zu lassen.«

Vaelin wusste nicht, was er sagen sollte. Das Angebot des Aspekten und die Tatsache, dass zum ersten Mal einer der Meister seine schrecklichen Erlebnisse von damals im Wald erwähnte, machten ihn sprachlos. Die Prüfungen waren nicht nur eine willkürliche Tortur, die sadistische Meister im Laufe der Jahre ersonnen hatten. Sie waren Teil des Ordens – vor vierhundert Jahren von den Gründern festgelegt und seither unverändert. Sie waren mehr als ein Vermächtnis, sie bildeten einen Glaubensgrundsatz. Eine der Prüfungen zu umgehen wäre nach Vaelins Empfinden nicht nur unehrlich und respektlos seinen Freunden gegenüber, sondern fast schon blasphemisch. In diesem Moment kam ihm ein weiterer Gedanke: *Und wenn er mich nun lediglich auf die Probe stellt? Womöglich will der Aspekt wissen, ob ich mich vor einer Prüfung drücken würde.* Doch als er in Meister Hutrils Augen sah, bemerkte er darin etwas, das auf die Echtheit der Botschaft schließen ließ: Verlegenheit. Hutril hielt das Angebot für eine Beleidigung.

»Ich widerspreche dem Aspekten nur ungerne, Meister«, sagte Vaelin. »Aber nach meiner Ansicht ist es eher unwahrscheinlich, dass sich mitten im Winter ein Meuchelmörder in diese Hügel verirren würde.«

Hutril nickte erneut. Ein erleichtertes Seufzen entfuhr ihm, und seine Lippen wurden von einem leisen Lächeln umspielt – bei ihm ein seltener Anblick. »Unternimm keine allzu weiten Streifzüge, höre auf die Stimme des Waldes, folge nur frischen Spuren.« Damit schulterte er seinen Bogen und machte sich auf den langen Rückweg zum Karren.

Vaelin blickte ihm hinterher und fühlte sich plötzlich, trotz des herzhaften Frühstücks, das sie an diesem Morgen genossen hatten, hungrig. Er war froh, dass er vor ihrer Abreise noch etwas Brot aus der Küche hatte entwenden können.

Wie Hutrill es ihnen beigebracht hatte, begann Vaelin augenblicklich damit, einen Unterschlupf zu bauen. Er suchte sich einen geeigneten Winkel zwischen zwei großen Steinen und fing an, Holz für das Dach zu sammeln. In der Umgebung waren einige herabgefallene Äste zu finden, die er verwenden konnte, doch bald musste er weitere Zweige von den umstehenden Bäumen abschneiden. Eine Seite der Behausung schloss er mit Schnee, den er, wie man es ihm gezeigt hatte, zu dicken Blöcken rollte. Als er damit fertig war, belohnte er sich mit einer Semmel und zwang sich dabei, sie trotz seines Hungers nicht hinunterzuschlingen, sondern kleine Bissen zu nehmen und sorgfältig zu kauen.

Als Nächstes musste er ein Feuer entzünden. Er legte ein paar Steine vor dem Eingang seines Unterschlupfs zu einem Kreis zusammen, entfernte den Schnee in der Mitte und schichtete stattdessen Reisig und kleine Ästen darin auf, die er vorbereitet hatte, indem er die schneefeuchte Rinde abgeschält und das trockene Holz darunter freigelegt hatte. Ein paar Funken von seinem Feuerstein, und bald schon wärmte er sich die Hände über einem recht ansehnlichen Feuer. *Nahrung, Unterkunft und Wärme*, hatte Meister Hutrill ihnen gesagt. *Das braucht ein Mensch zum Überleben. Alles andere ist Luxus.*

Während der ersten Nacht in seinem Unterschlupf fand Vaelin wenig Schlaf, heimgesucht vom Heulen des Windes und der eisigen Kälte, vor der die Decke, die er vor den Eingang gehängt hatte, ihn nur unzureichend schützte. Er beschloss, am nächsten Tag eine festere Abdeckung zu bauen, und verbrachte die Nachtstunden damit, den Stimmen des Windes zu lauschen. Es hieß, der Wind würde bis ins Jenseits wehen und die Ahnen würden sich seiner bedienen, um Nachrichten an die Gläubigen zu senden. Manche Leute standen stundenlang auf Hügeln und warteten sehnsüchtig auf Worte der Weisheit und des Trostes von ihren verstorbenen Angehörigen. Vaelin hatte noch nie eine Stimme im Wind gehört und fragte sich, wer wohl zu ihm sprechen würde, wenn es doch einmal geschehen sollte. Seine Mutter vielleicht, obgleich sie ihn seit seiner ersten Nacht beim Orden nicht mehr besucht hatte. Vielleicht auch Mikehl oder womöglich die Meuchelmörder, die ihre hasserfüllten Worte in den Wind schrien. In dieser Nacht jedoch war nichts zu hören, und er sank frierend in einen unruhigen Schlaf.

Am nächsten Tag sammelte er dünne Äste, die er miteinander verflocht, um eine Tür für seine Behausung zu bauen. Es war eine langwierige, mühsame Arbeit, und bald schmerzten seine tauben Finger. Den Rest des Tages verbrachte er damit, zu jagen. Er hatte einen Pfeil in den Bogen eingelegt und suchte nach Spuren im Schnee. Offenbar hatte im Laufe der Nacht ein Reh die Schlucht durchquert, aber die Spuren waren zu schwach, um sie verfolgen zu können. Darüber hinaus entdeckte er eine frische Ziegenfährte, welche jedoch eine steile Anhöhe hinaufführte, die er vor Einbruch der Dunkelheit unmöglich würde erklimmen können. Am Ende musste er sich damit begnügen, ein paar Krähen zu erlegen, die sich gefährlich nahe bei seiner Behausung niedergelassen hatten, und einige Fallen aufzustellen, um unvorsichtige Kaninchen zu fangen.

Er rupfte die Krähen und behielt die Federn als Zündmaterial, dann spießte er die Vögel auf und briet sie über dem Feuer. Ihr Fleisch war trocken und zäh, und er sah sofort ein, weshalb Krähen nicht als Delikatesse galten. Als die Nacht hereinbrach, blieb ihm wenig zu tun, außer sich an sein Feuer zu setzen und abzuwarten, bis es niedergebrannt war, und sich dann in seinen Unterschlupf zurückzuziehen. Die Tür, die er gebaut hatte, erfüllte ihre Aufgabe besser als die Decke in der Nacht zuvor, aber dennoch kroch ihm die Kälte in die Knochen. Sein Magen knurrte laut, wurde jedoch vom Heulen des Windes übertönt, und noch immer hörte er keine Stimmen.

Am nächsten Morgen hatte er mehr Glück; es gelang ihm, einen Schneehasen zu erlegen. Er war stolz auf seine Beute – sein Pfeil hatte das Tier getroffen, als es zu seinem Bau gehuscht war. Innerhalb einer Stunde hatte er es gehäutet und ausgenommen und sah mit großem Vergnügen zu, wie es über dem Feuer briet und das Fett von der gebräunten Haut herabtropfte. *Eigentlich sollte es die Hungerprüfung heißen*, dachte er, als sein Magen erneut ein lautes Knurren hören ließ. Die Hälfte des Fleisches aß er sofort und verstaute den Rest in einem Astloch, das er als Versteck ausgewählt hatte. Es befand sich hoch über dem Boden, er musste hinaufklettern, um es zu erreichen, und der Baum war zu schlank, um das Gewicht eines Beute suchenden Bären auszuhalten. Er musste sich sehr zusammennehmen, um nicht alles Fleisch auf einmal zu verschlingen, doch er wusste, wenn

er das tat, würde er am nächsten Tag womöglich gar nichts zu essen haben.

Den restlichen Tag verbrachte er erfolglos auf der Jagd, die Fallen blieben zu seiner Enttäuschung leer, und er musste sich damit bescheiden, ein paar Wurzeln unter dem Schnee auszugraben. Die Wurzeln, die er fand, waren kaum magenfüllend und nur nach langem Kochen überhaupt essbar, doch sie reichten aus, um den schlimmsten Hunger zu stillen. Allerdings hatte er Glück und entdeckte eine Yallinwurzel, die zwar ungenießbar war, dafür aber einen besonders übelriechenden Saft enthielt, mit dem er sein Essensversteck und seine Behausung vor streunenden Wölfen und Bären schützen konnte.

Gerade stapfte er nach einer weiteren erfolglosen Jagd zu seiner Unterkunft zurück, als es heftig zu schneien begann. Der Wind steigerte sich schon bald zu einem ausgewachsenen Schneesturm. Es gelang ihm noch, seine Behausung zu erreichen, bevor der Schnee so dicht wurde, dass er sich nicht mehr im Wald hätte orientieren können. Er verkeilte die Tür aus verflochtenen Zweigen fest im Eingang. Seine eiskalten Hände wärmte er mit dem Hasenfell, das er inzwischen als Schal benutzte. Während eines Schneesturms konnte er kein Feuer entzünden, und ihm blieb deshalb nichts weiter übrig, als zitternd abzuwarten, bis der Sturm sich gelegt hatte, und dabei seine Hände unter dem Fell beständig zu Fäusten zu ballen, damit die Finger nicht taub wurden.

Der Wind war lauter denn je, doch er trug keine Stimmen aus dem Jenseits mit sich, außer ... *Was war das?* Er richtete sich auf und lauschte mit angehaltenem Atem. Eine Stimme, eine Stimme im Wind. Schwach und klagend. Ganz still saß er da und wartete darauf, dass sie erneut zu hören sein würde. Das andauernde Heulen des Windes machte ihn wütend, jede Veränderung der Tonlage schien ein erneutes Rufen der geheimnisvollen Stimme zu verheißen. Leise atmend lauschte er, aber nichts war zu hören.

Er schüttelte den Kopf und legte sich hin, rollte sich unter der Decke zusammen und versuchte, sich so klein wie möglich zu machen ...

»... verflucht ...«

Augenblicklich schreckte er hoch. Diesmal hatte er sich nicht geirrt. Es war eine Stimme im Wind. Kurz darauf war sie wieder zu hören, auch wenn über dem Heulen des Windes nur wenige Worte zu verste-

hen waren. »... hört ihr? Verflucht sollt ihr sein! ... bereue nichts! Ich ... nichts ...«

Die Stimme war leise, aber den Zorn darin vernahm er deutlich – diese Seele hatte eine Botschaft des Hasses ins Diesseits gesandt. Galt die Botschaft ihm? Er spürte, wie ihn kalte Furcht erfasste, der Faust eines Riesen gleich. *Die Meuchelmörder, Brak und die anderen beiden.* Sein Zittern verstärkte sich, jedoch nicht wegen der Kälte.

»... nichts!«, schrie die Stimme. »Nichts ... getan habt ... etwas! Habt ihr verstanden?«

Vaelin hatte geglaubt, mit der Furcht vertraut zu sein. Er war der Meinung gewesen, die Laufprüfung habe ihn so abgehärtet, dass ihn nichts mehr schrecken konnte. Er hatte sich geirrt. Die Meister hatten davon gesprochen, dass manche Menschen die Kontrolle über ihre Blase verlieren, wenn die Furcht sie überwältigt. Er hatte nie daran geglaubt – bis jetzt.

»... ich werde meinen Hass ins Jenseits mitnehmen! Wenn ihr mich zu Lebzeiten verflucht habt, werdet ihr mich nach meinem Tod noch tausendmal mehr verfluchen ...«

Vaelins Zittern hörte augenblicklich auf. *Tod? Welcher Ahne sprach denn vom Sterben?* Ihm kam ein Gedanke, der ihn wegen seiner Offensichtlichkeit verlegen machte, und er war froh, dass ihn gerade niemand beobachtete: *Da ist jemand dort draußen im Sturm.*

Er musste sich aus seinem Unterschlupf herausgraben, denn der Sturm hatte eine fast einen Meter hohe Schneewehe vor seiner Tür aufgetürmt. Kurze Zeit später stolperte er in den wütenden Sturm hinaus. Der Wind war wie ein Messer, das seinen Umhang durchschneidet, als sei er aus Papier; Schnee prasselte Nägeln gleich auf sein Gesicht ein, er konnte fast nichts sehen.

»He ho!«, rief er und spürte, wie die Worte im Wind verschwanden, sobald sie seine Lippen verlassen hatten. Er holte tief Luft, schluckte Schnee und versuchte es noch einmal: »HO! WER DA?«

Etwas bewegte sich im Sturm, ein vager Umriss in der weißen Wand. Er war verschwunden, bevor Vaelin ihn genauer erkennen konnte. Er atmete noch einmal ein und kämpfte sich dann auf die Stelle zu, wo er den Umriss zu sehen geglaubt hatte. Seine Füße blieben in Schneewehen stecken, und er stolperte einige Male, bevor er sie ent-

deckte – zwei aneinandergeklammerte Gestalten, eine große und eine kleinere, die halb von Schnee bedeckt auf dem Boden lagen.

»Steht auf!«, rief Vaelin und stieß die größere Gestalt mit dem Fuß an. Sie gab ein Stöhnen von sich und rollte herum. Schnee fiel aus dem mit Eis überzogenen Gesicht, und zwei blassblaue Augen blickten Vaelin entgegen. Vaelin trat einen Schritt zurück. Noch nie war ihm ein so stechender Blick begegnet. Nicht einmal Meister Sollis' Augen konnten so tief in die Seele eines Menschen schauen. Unwillkürlich schloss sich seine Hand um das Messer unter seinem Umhang. »Wenn Ihr hierbleibt, werdet Ihr augenblicklich erfrieren«, schrie er. »Ich habe einen Unterschlupf.« Er deutete in die Richtung, aus der er gekommen war. »Könnt Ihr laufen?«

Die Augen des Mannes starteten ihn noch immer an, und sein eisbedecktes Gesicht blieb reglos. *Was habe ich doch immer für ein Glück*, dachte Vaelin reumütig. *Nur mir kann es passieren, mitten in einem Schneesturm auf einen Wahnsinnigen zu treffen.*

»Ich kann laufen.« Die Stimme des Mannes war ein tiefes Knurren. Er nickte in Richtung der kleineren Gestalt. »Aber da kann jemand Hilfe gebrauchen.«

Vaelin ging zu der kleinen Gestalt hinüber und zog sie auf die Beine, worauf sie ein schmerzerfülltes Keuchen von sich gab. Als er sie aufrichtete, fiel die Kapuze ihres Umhangs zurück und enthüllte ein blasses, elfenhaftes Gesicht und rotbraunes Haar. Das Mädchen hielt sich nur einen Moment auf den Füßen, ehe es gegen ihn sank.

»Hier«, knurrte der Mann, ergriff einen der Arme des Mädchens und legte ihn sich um die Schulter. Vaelin nahm den anderen Arm, und gemeinsam kämpften sie sich zu seiner Behausung zurück. Es schien eine Ewigkeit zu dauern. Unglaublicherweise nahm der Sturm noch an Stärke zu, und Vaelin wusste, dass sie dem Tod geweiht waren, sollten sie auch nur einen Moment innehalten. Als sie seinen Unterschlupf erreicht hatten, kratzte er die Schneewehe fort, die sich erneut vor dem Eingang gebildet hatte, schob das Mädchen hinein und bedeutete dann dem Mann, ihm zu folgen. Dieser schüttelte jedoch den Kopf. »Du zuerst, Junge.«

An seinem Tonfall erkannte Vaelin, dass es sinnlos, womöglich sogar gefährlich wäre, mit ihm zu streiten. Deshalb fügte er sich, kroch

in seine Behausung und schob den Körper des Mädchens an die hintere Wand, um Platz für den Mann zu schaffen. Dieser folgte ihm rasch, wobei seine massige Gestalt nur noch wenig Raum in der Hütte ließ. Er verkeilte Vaelins Tür im Eingang.

So lagen sie nun nebeneinander, und ihr Atem wölkte sich in dem engen Unterschlupf. Vaelins Lungen brannten von der Anstrengung, die es gekostet hatte, sich durch den Schnee zu kämpfen, und seine Hände zitterten unkontrolliert. Er steckte sie in seinen Umhang, um sie vor Erfrierungen zu schützen. Eine unwiderstehliche Müdigkeit erfasste ihn, und seine Umgebung verschwamm, während er in die Bewusstlosigkeit sank. Er erhaschte einen letzten Blick auf den Mann neben ihm, der durch einen Spalt in der Tür in den Sturm hinausspähte. Bevor ihn die Erschöpfung übermannte, hörte Vaelin ihn noch murmeln: »Noch eine Weile länger. Nur noch eine kleine Weile.«



Er erwachte mit schrecklichen Kopfschmerzen. Ein dünner Sonnenstrahl fiel durch das Dach ihm direkt ins Auge und ließ ihn schmerzerfüllt aufschreien. Neben ihm regte sich das Mädchen im Schlaf, und ihr Stiefel trat ihm gegen das Schienbein. Der Mann befand sich nicht mehr in der Behausung, und ein äußerst appetitlicher Duft drang durch den Eingang. Vaelin beschloss, nach draußen zu gehen.

Vor der Hütte entdeckte er den Mann, der über einem Lagerfeuer in einer Eisenpfanne Haferfladen buk. Bei dem Duft verkrampfte sich Vaelins Magen. Befreit von Schnee und Eis war das Gesicht des Mannes schmal und von tiefen Falten durchzogen. Die Wut, die während des Sturms seinen Blick verschleiert hatte, war verschwunden und stattdessen einem freundlichen Wohlwollen gewichen, das Vaelin etwas verwunderte. Er schätzte das Alter des Mannes auf Mitte dreißig, doch er konnte sich auch irren. Der tiefe Ernst in den Augen des Mannes schien von einiger Lebenserfahrung zu künden. Vaelin blieb auf Abstand, denn er fürchtete, dass er sich nicht würde beherrschen können und nach den Fladen greifen würde, wenn er zu nah heranging.

»Ich habe unsere Ausrüstung geholt«, sagte der Mann und nickte in Richtung der beiden schneebedeckten Bündel, die unweit von ihm auf

dem Boden lagen. »Wir mussten sie letzte Nacht liegen lassen. Sie war zu schwer.« Er nahm die Fladen vom Feuer und hielt Vaelin die Pfanne hin.

Vaelin lief das Wasser im Mund zusammen, aber er schüttelte den Kopf. »Ich darf nicht.«

»Bist wohl vom Orden, was?«

Vaelin nickte, stumm vor Verlangen.

»Weshalb sollte ein Junge sich sonst hier draußen aufhalten?« Der Mann schüttelte traurig den Kopf. »Sei's drum – wenn du nicht gewesen wärst, dann würden Sella und ich jetzt tot unter dem Schnee liegen.« Er stand auf und hielt Vaelin eine Hand hin. »Ich danke dir, junger Herr.«

Vaelin ergriff seine Hand und spürte die harten Schwielen auf der Handfläche des Mannes. *Ein Krieger?* Bei genauerer Betrachtung seines Gegenübers bezweifelte Vaelin dies. Die Meister hatten eine bestimmte Art, sich zu bewegen und zu sprechen, die sie von anderen Menschen abhob. Dieser Mann war anders. Er besaß die Stärke, aber nicht das Aussehen eines Kriegers.

»Erlin Ilnis«, stellte der Mann sich vor.

»Vaelin Al Sorna.«

Der Mann hob eine Augenbraue. »So heißt die Familie des Kriegsherrn.«

»Ja, davon habe ich gehört.«

Erlin Ilnis nickte und ließ das Thema fallen. »Wie viele Tage sind es noch?«

»Vier. Wenn ich nicht vorher verhungert bin.«

»Dann möchte ich mich dafür entschuldigen, dass wir dich während deiner Prüfung stören. Ich hoffe, dass sich für dich dadurch keine Nachteile ergeben.«

»Solange Ihr mir nicht helft, sollte es keine Rolle spielen.«

Der Mann ließ sich nieder, um zu frühstücken. Er schnitt die Fladen mit einem schmalen Messer in Stücke und führte sie zum Mund. Vaelin, der es nicht länger aushalten konnte, lief zu seinem Astlochversteck und holte das Hasenfleisch hervor, das er dort verstaubt hatte. Er musste erst eine Menge Schnee beiseitekratzen, war jedoch schon bald mit seiner Beute zum Lager zurückgekehrt.

»Einen solchen Sturm habe ich schon seit Jahren nicht mehr erlebt«,

sagte Erlin leise, während Vaelin das Fleisch über dem Feuer erwärmte. »Früher habe ich derartige Unwetter immer für ein schlechtes Omen gehalten. Nicht selten folgte kurz danach ein Krieg oder eine Seuche. Inzwischen ist es für mich einfach nur schlechtes Wetter.«

Vaelin spürte den Drang, sich zu unterhalten, um sich von seinem ewig knurrenden Magen abzulenken. »Eine Seuche? Ihr meint wohl die Rote Hand. Aber Ihr seid doch gewiss nicht alt genug, um sie erlebt zu haben.«

Der Mann lächelte schwach. »Ich bin ... weit gereist. Seuchen suchen viele Länder heim, in vielerlei Gestalt.«

»Wie viele?«, presste Vaelin hervor. »Wie viele Länder habt Ihr besucht?«

Erlin strich über seinen angegrauten Stoppelbart, während er über die Frage nachdachte. »Das weiß ich ehrlich gesagt nicht genau. Ich habe die Pracht des alpiranischen Reiches gesehen und die Ruinen der leandrischen Tempel. Ich habe die dunklen Pfade des großen Nordwaldes beschritten und die endlosen Steppen durchwandert, wo die Eorhil Sil den großen Elch jagen. Städte, Inseln und Berge habe ich reichlich gesehen. Doch wohin ich auch gehe, immer wieder gerate ich unweigerlich in einen Sturm.«

»Ihr stammt nicht aus den Königslanden?« Vaelin war verwirrt. Der Mann hatte einen merkwürdigen Akzent, mit Vokalen, die in den Ohren wehtaten, doch er klang eindeutig asraelisch.

»Oh, ich wurde hier geboren. Ein paar Meilen südlich von Varinsburg gibt es ein Dorf, so klein, dass es nicht mal einen Namen hat. Dort leben meine Verwandten.«

»Warum habt Ihr Eure Heimat verlassen und seid auf Reisen gegangen?«

Der Mann zuckte mit den Achseln. »Ich hatte viel freie Zeit und wusste nicht, was ich sonst mit mir anfangen sollte.«

»Weshalb wart Ihr gestern so wütend?«

Erlin musterte ihn mit scharfem Blick. »Wie bitte?«

»Ich habe Euch gehört. Anfangs habe ich es für eine Stimme im Wind gehalten, eine Stimme der Ahnen. Ihr wart wütend, ich konnte es hören. So habe ich Euch gefunden.«

Erlins Gesicht nahm einen Ausdruck tiefer, fast schon schrecken-

erregender Trauer an. Bei dem Anblick fragte sich Vaelin erneut, ob er nicht womöglich einen Wahnsinnigen gerettet hatte.

»Im Angesicht des Todes sagt ein Mensch viele närrische Dinge«, erwiderte Erlin. »Wenn du erst ein richtiger Ordensbruder bist, wirst du Sterbende sicherlich allen möglichen Unfug reden hören.«

In diesem Moment trat das Mädchen aus Vaelins Behausung und blinzelte benommen ins Sonnenlicht, ein Tuch um die Schultern geschlungen. Als Vaelin sie nun zum ersten Mal im Hellen sah, fiel es ihm schwer, sie nicht offen anzustarren. Ihr Gesicht war ein makellooses, blasses Oval, das von rotbraunen Locken umrahmt wurde. Sie war ein paar Jahre älter als er und einige Zoll größer. Ihm wurde bewusst, dass er schon lange kein Mädchen mehr gesehen hatte, und er fühlte sich ein wenig unbehaglich.

»Sella«, begrüßte Erlin sie. »In meinem Bündel sind noch mehr Fladen, wenn du Hunger hast.«

Sie schenkte ihm ein kleines Lächeln und warf Vaelin dann einen argwöhnischen Blick zu.

»Das ist Vaelin Al Sorna«, erklärte Erlin. »Ein Novize des sechsten Ordens. Wir sind ihm zu Dank verpflichtet.«

Auch wenn sie es gut verbarg, bemerkte Vaelin, wie das Mädchen bei der Erwähnung des Ordens zusammenzuckte. Sie wandte sich Vaelin zu und bildete mit den Händen eine Reihe komplizierter Gesten, ein leeres Lächeln auf dem Gesicht. *Sie ist stumm*, wurde ihm bewusst.

»Sie sagt, dass wir von Glück reden können, mitten in der Wildnis auf eine solch mutige Seele zu treffen«, übersetzte Erlin.

Tatsächlich hatte sie ihm bedeutet: *Richte ihm meinen Dank aus, und dann lass uns von hier verschwinden*. Vaelin beschloss, seine Kenntnis der Zeichensprache vorerst lieber für sich zu behalten. »Gern geschehen«, antwortete er. Das Mädchen neigte den Kopf und ging zu den Bündeln hinüber.

Vaelin begann zu essen. Er schaufelte das Fleisch mit schmutzigen Fingern in sich hinein, und es war ihm gleichgültig, dass Meister Hutral sich bei diesem Anblick entsetzt hätte. Erlin und Sella unterhielten sich derweil in Zeichensprache. Sie bildeten ihre Gesten mit einer Schnelligkeit und Eleganz, die seine eigenen unbeholfenen Versuche, Meister Smentil nachzuahmen, weit in den Schatten stellten. Doch trotz des

raschen Austausches konnte Vaelin den knappen, nervösen Bewegungen des Mädchens und den beschwichtigenden Gesten Erlins recht gut folgen.

*Weiß er, wer wir sind?*, fragte sie.

Nein, erwiderte Erlin. *Er ist ein Kind. Mutig und schlau, aber dennoch ein Kind. Sie lernen zu kämpfen. Von anderen Glaubensrichtungen wird ihnen im Orden nichts beigebracht.*

Das Mädchen warf einen vorsichtigen Blick in Vaelins Richtung. Er grinste sie an und leckte sich das Fett von den Fingern.

*Wird er uns umbringen, wenn er es herausfindet?*, fragte sie Erlin.

*Er hat uns gerettet, vergiss das nicht.* Erlin hielt inne, und Vaelin hatte den Eindruck, dass er sich Mühe geben musste, um nicht zu ihm hinüberzuschauen. *Außerdem ist er anders*, sagte er mit den Händen. *Anders als die anderen Brüder des sechsten Ordens.*

*Inwiefern?*

*Es steckt mehr in ihm, mehr Gefühl. Spürst du es nicht?*

Das Mädchen schüttelte den Kopf. *Nein. Ich spüre nur Gefahr. Das ist alles, was ich seit Tagen spüre.* Sie hielt einen Moment inne, und eine steile Falte bildete sich auf ihrer glatten Stirn. *Er trägt den Namen des Kriegsherrn.*

*Ja. Ich glaube, er ist sein Sohn. Ich habe gehört, dass der Kriegsherr ihn nach dem Tod seiner Frau zum Orden gebracht hat.*

Die Gesten des Mädchens wurden hektischer, drängender. *Wir müssen sofort von hier verschwinden!*

Erlin lächelte Vaelin etwas gezwungen an. *Beruhige dich, sonst wird er noch misstrauisch.*

Vaelin stand auf und ging zum Bach, um sich das Fett von den Händen zu waschen. *Flüchtlinge*, dachte er. *Aber wovor fliehen sie? Und was hat es mit diesem Gerede über andere Glaubensrichtungen auf sich?* Nicht zum ersten Mal wünschte er sich, einer der Meister wäre hier, damit er ihn um Rat fragen könnte. Sollis oder Hutril wüssten bestimmt, was zu tun war. Sollte er vielleicht versuchen, die beiden Flüchtlinge irgendwie festzuhalten? Sie überwältigen und fesseln? Er war sich nicht sicher, ob ihm das gelänge. Das Mädchen würde ihm keine Schwierigkeiten bereiten, aber Erlin war ein erwachsener, starker Mann. Und Vaelin argwöhnte, dass er kämpfen konnte, auch wenn er kein richtiger Krieger

war. Ihm blieb nur, weiter ihre Gespräche zu verfolgen, um mehr über sie herauszufinden.

In diesem Moment wechselte der Wind die Richtung und trug einen Geruch zu ihm, schwach, aber unverkennbar: Pferdeschweiß. *Wenn ich es riechen kann, müssen die Reiter sehr nahe sein. Und es sind mehrere. Sie kommen von Süden.*

Eilig kletterte er die Südseite der Schlucht hinauf und ließ den Blick über die Hügel schweifen. Er entdeckte sie schnell – eine dunkle Gruppe etwa eine halbe Meile weiter südöstlich. Es waren fünf oder sechs, und sie hatten drei Jagdhunde dabei. Sie waren stehen geblieben. Aus der Ferne war schwer zu erkennen, was genau sie taten, aber Vaelin vermutete, dass sie warteten, bis die Hunde eine Fährte aufnahmen.

Er zwang sich, langsamen Schrittes zum Lager zurückzukehren, wo das Mädchen missmutig mit einem Stock im Feuer herumstocherte und Erlin gerade einen Riemen an seinem Bündel reparierte.

»Wir werden schon bald weiterziehen«, versicherte Erlin an Vaelin gewandt. »Wir haben dir genug Ungemach bereitet.«

»Seid Ihr in nördlicher Richtung unterwegs?«, fragte Vaelin.

»Ja. Zur renfaelischen Küste. Sellas Familie lebt dort.«

»Ihr gehört nicht zu ihrer Familie?«

»Ich bin nur ein Freund und Reisegefährte.«

Vaelin ging in seine Behausung und holte seinen Bogen. Er spürte die wachsende Beunruhigung, mit der das Mädchen zusah, wie er den Bogen spannte und sich den Köcher über die Schulter hängte. »Ich muss jagen gehen.«

»Natürlich. Ich wünschte, wir könnten dir etwas von unserem Essen abgeben.«

»Während der Prüfung ist es nicht erlaubt, Hilfe von anderen anzunehmen. Außerdem könnt Ihr es sicher selbst gut gebrauchen.«

Das Mädchen machte einige gereizte Gesten. *Da hat er recht.*

»Dann sollten wir uns jetzt wohl verabschieden«, sagte Erlin, ging zu Vaelin und reichte ihm die Hand. »Ich möchte dir noch einmal meinen Dank aussprechen, junger Herr. Einer so großzügigen Seele begegnet man nur selten. Glaub mir, ich weiß ...«

Vaelin vollführte einige Gesten, die im Vergleich zu den ihren unbe-

holfen wirkten, deren Bedeutung jedoch klar zu verstehen war: *Reiter im Süden. Mit Hunden. Warum?*

Sella hob erschrocken die Hand an den Mund, ihr blasses Gesicht wurde vor Angst noch bleicher. Erlins Hand wanderte zu dem Messer mit der sichelförmigen Klinge an seinem Gürtel.

»Lasst das«, befahl ihm Vaelin. »Sagt mir nur, weshalb Ihr auf der Flucht seid. Und wer Euch verfolgt.«

Erlin und das Mädchen tauschten hektische Blicke aus. Sellas Hände zuckten, während sie offenbar gegen den Drang ankämpfte, etwas mitzuteilen. Erlin ergriff ihre Hand. Vaelin war sich nicht sicher, ob er sie beruhigen oder sie zum Schweigen bringen wollte.

»Man lehrt euch also die Zeichensprache«, sagte er in gelassenem Tonfall.

»Wir lernen im Orden viele Dinge.«

»Hat man euch auch etwas über die Leugner erzählt?«

Vaelin runzelte die Stirn und erinnerte sich an die seltenen Erklärungen seines Vaters. Damals hatte Vaelin das erste Mal das Stadttor und die verwesenden Leichen gesehen, die in Käfigen von der Mauer herabhingen. »Die Leugner sind Ungläubige und Ketzer. Sie leugnen die Wahrheit des Glaubens.«

»Und weißt du auch, was mit Leugnern geschieht, Vaelin?«

»Sie werden getötet und in Käfigen an den Stadtmauern aufgehängt.«

»Nein, man hängt sie bei lebendigem Leibe auf und lässt sie verhungern. Ihnen werden die Zungen herausgeschnitten, damit sie mit ihren Schreien nicht die Passanten belästigen. Und das alles nur, weil sie einen anderen Glauben haben.«

»Es gibt keinen anderen Glauben.«

»O doch, Vaelin, den gibt es sehr wohl!« Erlins Tonfall klang schneidend und unerbittlich. »Ich habe dir ja erzählt, dass ich die ganze Welt bereist habe. Die Zahl der Glaubensrichtungen ist ebenso unermesslich wie die der Götter selbst. Es existieren mehr Arten, dem Göttlichen zu huldigen, als Sterne am Himmel stehen.«

Vaelin schüttelte den Kopf, weil ihm dieser Streit sinnlos vorkam. »Seid Ihr das also? Leugner?«

»Nein. Ich besitze denselben Glauben wie du.« Erlin lachte bitter.

»Was bleibt mir auch für eine Wahl? Mit Sella ist es jedoch etwas ande-

res. Ihr Glaube unterscheidet sich von dem unseren, und er hat dennoch genauso seine Berechtigung. Aber wenn die Männer, die uns verfolgen, Sella in die Hände bekommen, werden sie sie foltern und töten. Hältst du das etwa für gerecht? Denkst du, dass alle Leugner ein solches Schicksal verdient haben?»

Vaelin betrachtete Sella. Ihr Gesicht wurde von Furcht beherrscht, ihre Lippen zitterten, doch ihre Augen wirkten seltsam ruhig. Ihr Blick bohrte sich in ihn hinein, forschend und unwiderstehlich. Er musste an Meister Sollis während seiner ersten Lektion im Schwertkampf denken. »Spar dir deine Tricks«, sagte er zu ihr.

Sie holte tief Luft und befreite vorsichtig ihre Hände aus Erlins Griff. *Ich versuche nicht, dich auszutricksen*, bedeutete sie ihm. *Ich suche nach etwas*.

»Ach ja? Und wonach?«

*Etwas, das ich zuvor nicht gesehen habe*. Sie wandte sich Erlin zu. *Er wird uns helfen*.

Vaelin öffnete den Mund, um zu widersprechen, doch die Worte erstarben auf seinen Lippen. Sie hatte recht: Er würde ihnen tatsächlich helfen. Es war keine schwierige Entscheidung, denn er wusste, dass es das Richtige war. Er würde ihnen helfen, weil Erlin ein ehrlicher und tapferer Mann war und Sella ein hübsches Mädchen, das etwas in ihm gesehen hatte. Er würde ihnen helfen, weil er wusste, dass sie den Tod nicht verdient hatten.

Er ging in seinen Unterschlupf und kehrte mit der Yallinwurzel zurück. »Hier.« Er warf sie Erlin zu. »Schneidet sie durch und schmiert euch den Saft auf Hände und Füße. Wessen Fährte haben die Verfolger aufgenommen?«

Erlin roch unsicher an der Wurzel. »Was ist das?«

»Es wird euren Geruch überdecken. Wen von euch beiden verfolgen sie?«

Sella klopfte sich gegen die Brust. Vaelins Blick fiel auf das Seidentuch an ihrem Hals. Er zeigte darauf und bedeutete ihr, es ihm zu reichen.

*Das hat meiner Mutter gehört*, begehrte sie auf.

»Dann wäre sie sicher froh, dir damit das Leben gerettet zu haben.«

Nach einem Moment des Zögerns nahm Sella das Tuch ab und gab es ihm. Er band es sich um sein Handgelenk.

Jetzt weiterlesen? Das Buch und E-Book gibt es im Buchhandel und bei den meisten E-Book-Plattformen. Hier eine kleine Auswahl:

[ebook.de](http://ebook.de)

[Hugendubel.de](http://Hugendubel.de)

[www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

Konrad Wittwer GmbH

[Libreka.de](http://Libreka.de)

Mayersche Buchhandlung KG

Osiandersche Buchhandlung GmbH

Thalia

[Amazon.de](http://Amazon.de)

# ZUM AUTOR



© Anwar Suliman

Anthony Ryan, 1970 in Schottland geboren, verbrachte die meiste Zeit seines Lebens in London. Seit seinem großen Erfolg von »Das Lied des Blutes« arbeitet er als Schriftsteller.